P. o. germ. Lafontaine
783 m/12

<36634755150012

<36634755150012

Bayer. Staatsbibliothek

# Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte.

Von
A. Lafontaine.

Zweites Bändchen.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1815.

J S

Gesch. Fresenius

Bayerische
Staatsbibliothek
München

4127.

# Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte.

Zweites Bändchen.

## Der Präsident verspricht, und man hält ihn beim Wort.

Der Präsident, so fein er war, so daß er am Hofe jede Kabale, wo ein Ehrgeiziger einem ehrlichen Manne Ein Bein oder beide unterschlug, vier Wochen vorher errathen konnte, und also vier Wochen vorher seine Besuche von dem Gestürzten abzog, um bei seinem Falle ruhig stehen zu bleiben, eben dieser Präsident, der sich unaufhörlich alle Preismedaillen, Ehrenkränze der Menschenkenntniß überreichte, war doch nicht so fein, in seinem eigenen Hause seine Frau und seine Kinder zu errathen.

Der Präsident hatte, so lange er Frau und Kinder hatte, so viel Uebles von

der Empfindsamkeit, noch mehr über die Schwärmerei und die visionäre Mystik, die dem Verstande ewig entgegen tritt, geredet, — er that sich in seinem Hause viel darauf zu Gut, unveränderlich ruhig zu scheinen, und damit hatte er auch in der That die vollkommne Herrschaft im Hause sich verschafft — so daß Frau und Kinder in seiner Gegenwart ruhig und kalt waren, wie er selbst. Der Präsident hatte sich also seit langer Zeit schon überredet, daß Frau und Kinder durch seine Weisheit die Welt gerade so ansähen, wie er selbst, und er sah die Welt und das Leben an als eine Wendeltreppe, die hohe Pyramide der Fürstengunst hinan, bis an die Stufen des Throns. Alles, was ihm begegnete, was er that, wurde von ihm zu einer Stufe höher gemacht, und er hätte darauf geschworen, daß selbst Diogenes Tonne nichts weiter gewesen sey, als eine versteckte Treppe hinauf. Auch war das nicht die Raserei des blinden Ehrgeizes; nein! der Präsident hatte sich fest vorgesetzt, so bald er die Spitze der Pyramide erreicht

hätte, das goldne Zeitalter des Glücks für alle zu schaffen, die unter ihm waren. Die Tugend hielt ihm also oben den schönsten Lorbeer entgegen. Bis dahin hatte er freilich nur zu thun, sich Raum auf seinem Gange zu schaffen.

Er hatte so Unrecht nicht, und er hielt's eben so geheim, wie zehn tausend Andere, die sein System haben. Einen guten Anfang hatte er gemacht zu steigen. Da stieß er wieder auf einen Herrn von Heider, der in der Jugend sein Freund gewesen war, und dem er nachher einige recht wichtige Dienste hatte leisten können. Heider war erst vor ein paar Monaten am Hofe erschienen. Der Fürst empfing ihn wie einen alten Bekannten; denn Heider hatte den Fürsten auf seiner Reise durch Italien und Frankreich eine Zeitlang begleitet, und zwar freiwillig.

Niemand achtete auf den neuen Ankömmling, außer der Präsident, der Heidern und die Art seiner Bekanntschaft mit dem Fürsten kannte, und der Präsident

hatte sich nicht geirrt. Herr von Heider erschien am Hofe, begleitete den Fürsten auf die Jagd; aber da er weder ein Amt annahm, noch irgend eine Auszeichnung, und da er eben so höflich und unanmaßend blieb, als zuvor, fürchtete Niemand, daß Heider der Günstling des Fürsten werden könnte, und er war es schon.

Herr von Heider hatte des Präsidenten System des Steigens; aber die Natur hatte ihn schon zu einem Günstling bestimmt, ob eines Fürsten, oder einer Dame, oder eines Reichen, das kam auf seine Lage an. Er schien nur Eine Gestalt zu haben, und immer die einnehmendste, und er hatte tausend Gestalten, die ihm alle leicht waren. Keinen Charakter zu haben, war sein Charakter. Nicht böse, nicht gut, konnte er alles seyn, wenn es sein Vortheil war. Er liebte das Vergnügen; aber er konnte jedes aufopfern für den Ehrgeiz, den Niemand bei ihm gewahr wurde. Sein Betragen gegen alle Menschen war einfach und höchst natürlich, sogar zutraulich. Er redete mit

Feuer, so bald er wollte, sogar mit Begeisterung, die natürlich schien, so bald es sein Vortheil war, und doch war alles, alles Verstellung, die er aber selbst nicht kannte, da sie ihm so geläufig, so leicht war. Er trat überall zurück, wo man sich drängte, und dennoch behielt er sein Ziel beständig in den Augen, das Vertrauen, die Gunst des Fürsten.

Obgleich er jetzt erst am Hofe erschien, so hatte er dennoch seine Bekanntschaft mit dem Fürsten fortgesetzt. Nur sein reicher Oheim, dessen Erbe er war, hatte ihn von dem Hofe zurück gehalten. So bald der starb, erschien er. Die alte Freundschaft mit dem Präsidenten wurde sogleich erneuert; und da der Herr von Heider auf den ersten Augenblick sah, daß ihm der Präsident auf seinem Wege nicht im Wege stand, ob er gleich mit ihm denselben ging, so ließ er, weil jeder Mensch doch einen Vertrauten haben muß, zu dem er sagen kann: „So viel gelte ich!“ den Präsidenten genug von seinem Vertrauen mit dem Fürsten sehen, und der Präsident

beschloß, den alten Jugendfreund für sich zu einem Paar Stufen höher hinauf zu machen.

Auf einem Hofballe tanzte Heider mit einem schönen Mädchen, das er bis dahin noch nicht gesehen hatte. Er fragte den Präsidenten mit einer seltenen Art von Begeisterung: „Wer ist das reizende Geschöpf, liebster Mönchborn?"

„Es ist meine Tochter, mein theurer Heider!" antwortete der Präsident mit dem Lächeln einer großen neuen Hoffnung.

„Deine Tochter?" rief Heider, ihm die Hand reichend. „Mein Gott! welch ein reizendes Mädchen, die Liebesgöttin selbst!"

Der Präsident fing an zu rechnen. Der Herr von Heider war schon in einer Art von Verbindung mit einer Hofdame. Heider lächelte, da der Präsident dieses Mädchens erwähnte, und sagte: „Wer mag sie noch sehen, wenn er Deine Tochter gesehen hat?" Der Präsident drückte ihm noch einmal die Hand. Heider lächelte; aber er drückte dem Präsidenten den Finger auf die Lippen, und durch dieses Zei-

chen seines Vertrauens fühlte sich der Präsident fast eben so geschmeichelt, als durch das Lob seiner Tochter.

Heider fühlte wirklich so viel Neigung gegen Luisen, als eine schöne Tänzerin, — das war sie, — mit einer so reizenden Gestalt, mit dieser blühenden Jugend in seiner Brust erregen konnte. Er hätte fast eben so viel für eine aus Marmor oder von Guidos Pinsel gefühlt. Von seiner Liebe aus der Jugend war nichts übrig geblieben, als das Kunstgefühl für die weibliche Schönheit und eine ganz einfache Sinnlichkeit. Das Edle und Fromme von der Liebe hatte er lächelnd weggeworfen, wie man ein Transparent wegwirft, das zu einem Feste gebraucht, und das nur eine schöne Täuschung ist.

Aber diesem Schönheitssinne, der in Italien wirklich in seine Seele gebracht war, ließ sich nichts unterschlagen. Er hätte von seiner Gemahlin vielleicht nicht Eine Tugend, obwohl den Schein von allen gefordert; aber sie mußte schön seyn, besonders an Gestalt, die er dem Gesichte

bei Weitem vorzog; sie mußte eine schöne Tänzerin seyn; und da er ein begeisterter Freund der Musik war, so forderte er von seiner künftigen Gemahlin durchaus das Talent eines Instruments und eines schönen Gesangs. Er selbst spielte recht gut, und hatte gesungen, und er hatte in Italien unter den Mädchen, die er liebte, mit einer schönen Stimme nach der andern gewechselt.

Er drehte sich also noch einmal gegen Luisens Vater um, und fragte eilig: „Singt Deine Tochter? spielt sie ein Instrument?“ Der Präsident wußte sogar, daß die schöne Stimme der Hofdame den Anfang zu ihrer Verbindung mit dem Herrn von Heider gemacht hatte. Man sagte im Sprichwort sogar: „Eine Sängerin wird noch einmal Frau von Heider.“ Es fiel ihm aufs Herz, denn Louise sang wohl; sie klimperte ein Wenig auf der Guitarre; aber doch nicht so, um den feinsten Kunstkenner, den Herrn von Heider, zu befriedigen. Und der Herr von Heider stieg in der Freundschaft des

Fürsten von Tage zu Tage immer höher. Es war keine Zeit zu versäumen.

Der Präsident frägt am Tische lächelnd Luisen; „Wie alt bist Du, mein Kind?“ „Und an deinem Lächeln, liebe Frau“ — die Frau lächelte nicht; denn die Frage ihres Mannes, die er so bedeutend that, holte einem Seufzer aus der wunden Brust bis an die Lippen — „an Deinem Lächeln sehe ich, daß die Mutter vielleicht schon eher den Brautkranz für die Tochter geflochten hat, als der Vater für den Gegenstand von seiner Tochter Liebe sorgte.

Da verließ der Seufzer auch der Mutter Lippen. Sie beugte das Haupt, als eine Sterbende, auf die Brust. Luise, zürnend über die lächelnde Härte des Vaters, hob rasch das Haupt empor; aber da sie des Vaters Gesicht sah, entfiel ihr der Muth. Ihre Thränen rollten in das Glas, das sie, ihre Empfindung zu verbergen, an die Lippen gesetzt hatte.

Es war noch vor dem Aufstehen vom Tisch: eins von den Kunststücken der häus-

lichen Tirannei. So bald der Präsident etwas wollte, wobei er irgend eine Einrede befürchtete, so versparte er die Ankündigung bis ans Ende der Tischzeit. Er sprach, und gab das Zeichen zum Aufstehen. Die Bedienten kamen, und er ging in sein Kabinet.

So auch heute. „Mein Vater," rief Luise mit einer Stimme, die doch lauter und bestimmter war, als sonst — „mein theurer Vater, das, was Sie sagten, betrifft mein Glück, nur das Meinige, nicht eines Andern, so nah, daß ich" —

„Eine Stimme dabei haben muß," fiel der Vater ein — „versteht sich, Liebe, versteht sich! Du sowohl, als Deine Mutter. Aber ich liebe es nicht, daß man man früher redet, als es Zeit ist." Er schellte, und stand auf. Die Unterredung war zu Ende.

Nach Tisch legte sich die Tochter zürnend, und voll unendlicher Liebe an das Haupt der Mutter, die eben so unglücklich war, als die Tochter.

Nach ein paar Tagen wollte der Vater in die Hauptstadt reisen. Er streichelte Luisen über die Wange, und sagte freundlich: „Ich hoffe, Luise, Du sollst sehr glücklich seyn! sehr! sage ich Dir! mehr als Du denkst. Du hast Deine Mutter immer mehr geliebt, als mich. Aber Du sollst sehen, was ein Vater kann.“

In der That, das Innere des Vaters war warm geworden. Er sah seine Luise als die Gemahlin des Günstlings des Fürsten und sich und seine Familie im Steigen. Er zweifelte nicht einen Augenblick an Luisens Beifall. Er kannte alle Welt, nur seine Familie nicht.

Luise war überrascht von der Wärme ihres Vaters. Sie beugte sich auf seine Hand, wahrlich, mit einer größern Dankbarkeit, als sie je gegen ihre Mutter gefühlt hatte. Sie fragte aber dennoch: „O was ist denn mein Vater? Sie ängsten mich.“

„Ein Geheimniß, mein Kind, ein schönes Geheimniß, wo Du recht schön erröthen wirst, wenn es gelöst ist; ein

Geheimniß, das Du unverrathen glaubst, das Du höchstens der Mutter vertraut hast. Aber gieb Acht, ich habe es errathen; ich sage Dir, mache Dir einen Myrthenkranz zurecht, ich bringe den mit, dessen Hand ihn der schönen Stirn aufsetzen soll!" So sagte er, und ging.

Luise hatte sich seit dem Mittage vorgenommen, bei der ersten Aeußerung ihres Vaters ihm deutlich zu erklären, daß sie ohne Liebe nie ihre Hand vergeben würde; aber die Wärme ihres Vaters und seine räthselhaften Ausdrücke brachten Luisen um alle ihre Besinnung. Sie wurde glühend roth und dann bleich wie eine Leiche; denn sie dachte im ersten Augenblick, ihr Vater wüßte um ihr Geheimniß, und er wollte sie glücklich machen. Dieser Gedanke stieg so rasch in ihrer Seele auf, daß sie ihres Vaters Hand noch einmal küßte. Zu einer Erklärung kam es nicht; er ging, wie immer; aber doch überzeugt, daß seine Tochter einwilligte. Was er gesagt hatte, war nichts als seine gewöhnli-

12
39

che Galanterie gewesen. Der Wagen rollte fort.

Luise blieb trostlos mitten im Zimmer stehen. Sie fühlte eben so schnell jetzt, daß ihr Vater nichts mehr gewesen war, als was er immer war; aber sie hatte jetzt ihr Recht vergeben, Nein zu sagen, wenn er ihr den Mann brächte — und welch einen Mann? — Sie rieb die bleichen Wangen, um ihnen wieder etwas Röthe zu geben, sie zog die athemlose, beklemmte Brust wieder voll Athem; denn sie hörte ihrer Mutter Thür schlagen.

Sie erzählte ihrer Mutter, die Gardinen beim Erzählen aufbindend, um hinter dem Geschäft das Stocken der Erzählung zu verbergen. Obwohl sie wußte, was sie von ihres Vaters Worten zu denken hatte, so wiederholte sie sie dennoch ihrer Mutter mit der geheimen Hoffnung, die sollte glauben, er hätte an den jungen geliebten Menschen gedacht. Die arme Mutter, die älter war, und weniger Hoffnung hatte, fiel gar nicht darauf, und da vertrieb der neue Schrecken die künstliche

Röthe von Luisens Wangen. Sie warf sich trostlos an der Mutter Brust.

Da die Mutter gar zu trostlos wurde über das Elend ihrer Tochter, so faßte die Tochter aus Liebe zu der theuren Mutter wieder Muth. „Ich weiß,“ sagte sie — „ein Vater darf seine Tochter nicht zwingen. Das weiß mein Vater selbst, und er ist ja hier im Lande der Schützer aller Gedrückten, und mein Vater!“

Die Mutter schwieg, das Auge ruhig auf den Boden fest haltend; sie wollte mit keiner Bewegung ihres Auges die letzte Hoffnung ihrer Luise zu zerstören scheinen; aber da die Tochter den Vater sich vorstellte, so fand sie selbst, es war unmöglich, Nein zu sagen, wenn er Ja sagte. Hätte sie ihn je im Schlafrocke gesehen, oder hätte er sie je auf seinen Schooß gezogen, oder hätte er gescherzt mit ihr — aber da stand er vor ihr schwarz gekleidet, das weiße Kreuz auf der Brust, gerade wie er in die Session fuhr, oder zu Hofe. Sie sah ihn nie anders, als einen Fremden. Auch das war ein Kunststück des

Prä-

Präsidenten, womit er seine Familie in Abhängigkeit erhielt. Und half der volle Anzug nicht, und die stolze, fremde Stellung, die ihm das Ansehen des Richters gab, so redete er französisch; und nun will ich die Tochter sehen, die in einer fremden Sprache sich und andere rühren kann.

Die arme Luise sah sich verloren!

Gustav hörte nichts von Rantershof. Er ritt hinaus, und sein Freund war abgereist, und wie man wußte, auf lange. Zu Hause fand er einen Brief, den er an seinen Vater gesandt hatte, zurück, mit der Nachricht von dem alten Verwalter: sein Vater habe die Pfarre mit seiner Familie verlassen. Was der Verwalter über den Zusammenhang der Begebenheit schrieb, verstand er nicht. Er schlug die Arme über einander und sagte finster: „Wie das alles jetzt, jetzt gerade kommen muß! Jetzt! Mein Vater, meine Schwestern gehen über's Meer! Nun denn, so wäre ich allein! und dann Herr meines Schicksals! — „Zürnend, setzte er

aber sogleich hinzu: „War ich es je minder? bin ich's jetzt mehr? Pfui! Und wäre mein Vater ins Grab gegangen, so — Mein Vater! Ich will den Namen ehren, den Du mir gabst!"

Geduldig, aber doch erbittert, ließ er sich von einem Professor, der den Jüngling mit seinen Anlagen und mit seiner rauhen Großmuth schätzte, eine Empfehlung in die Residenz geben an den Direktor der dortigen Ritterakademie, um da sein Unterkommen oder eine Gelegenheit zum Reisen zu finden. Er hatte von Ludolph noch Geld genug, um es abwarten zu können.

Der Direktor nahm den Jüngling auf, der jetzt nicht allein ein Winterkleid, sondern auch durch den Umgang mit Ludolph eine glatte Schale erhalten hatte, mit Güte auf; und da er von Gustav hörte, er zeichne, und von seinen Zeichnungen etwas gesehen hatte; und da er durch ein scharfes Examen sich überzeugte, daß Gustav die Alten kannte: so sagte er: „Ich hoffe, mein junger Freund, ich

werde Ihnen eine Stelle verschaffen können, die gerade für Sie paßt, und die Sie Ihrem Wunsche, Europa zu sehen, schnur gerade entgegen führt. Herr von Heider, ein reicher Kavalier, ein vielgeltender Mann unseres Hofes, ein denkender Kunstkenner, sucht einen jungen Mann, der ein wenig zeichnet, die Kunst liebt und die Alten kennt um sein Kabinett zu ordnen. Seine Anerbietungen dafür sind sehr großmüthig. Glücklicher, denk' ich, auch für die Zukunft, muß keines Jünglings Loos gefallen seyn, als Ihres, wenn Sie ihm gefallen."

Gustav wurde zum Herrn von Heider bestellt, und er ging zum erstenmal mit beklemmter Brust zu einem Menschen. „Weil ich meine Freiheit an ihn verkaufe!" rief er mit dem Fuß stampfend, noch trotzend, wie ein junger Mensch. Vor dem Hause sagte er: „O ich weiß, mit welchen Blicken er mich wägen wird! Mit welcher Verachtung! Ich fühle die Sklavenkette schon; denn, bei Gott! ich fürchte mich jetzt schon."

Er sagte dem Portier trotzig seinen Namen. Ein Bedienter brachte ihn in ein Zimmer, dessen Wände mit Zeichnungen und Gemählden behängt, und dessen Tische mit Antiken bedeckt waren. Nach fünf Minuten trat Herr von Heider ins Zimmer. Lächelnd sagte Herr von Heider, aber ohne Nachdruck, nur wie scherzend: „Wir beide, Herr Troschke, haben uns in Acht zu nehmen, daß wir uns nicht auf den ersten Augenblick Unrecht thun. Sie suchen in mir einen Freund, ich in Ihnen; und wir können beide finden, daß wir uns irren. Das wäre schlimm! Ich habe immer eine solche Situation ein wenig albern gefunden.“

Aber er reichte ihm die Hand, und es kam ein Frühstück. „Sie möchten eine Reise machen, lieber Herr Troschke; und da wäre ein Jahr Aufenthalt in meinem Hause, unter meinen Sachen hier,“ — er zeigte auf einige Mappen, — „und auf meiner Bibliothek eine gute Vorbereitung, vielleicht das beste, was Sie in meinem Hause finden können.“

Gustav bückte sich nicht einmal. „Und zu einer Reise könnte Rath werden,“ fuhr Heider freundlicher fort; denn Gustavs schöne Gestalt, und der Apollo-Blick, der jetzt durch das Zürnen, daß er sich ängstlich fühlte, noch ähnlicher wurde, hatte den Kunstkenner schon für ihn eingenommen. „Sie zeichnen, und zeichnen recht gut. Sie kennen die Alten, die ich leider nur aus Uebersetzungen kenne. Welches Gemählde im Homer halten Sie für das schönste?“

„Gemählde?“ fragte Gustav, weil er nicht wußte, was er meinte. „Den Abschied Priamos von der Hekube, wie er Hektors Leichnam holen will.“

„Vortrefflich!“ rief Heider. Sie verstanden sich beide nicht. Gustav meinte den Dichter, Heider den Mahler.

Aber unter diesem unanmaßlichen natürlichen Plaudern fand Gustav seine Freimüthigkeit wieder; und da Herr von Heider zu einem Besuch abgerufen wurde, fand sich Gustav hier schon zu Hause. Er besah die Gemählde, er stimmte

die Guitarre, die auf einem Stuhle lag, und spielte leise ein paar italienische Scenen, deren Noten hier lagen.

Da stürzte Heider ins Zimmer. „Wir bleiben bei einander, mein lieber Freund! Sie spielen vortrefflich. Singen Sie auch?“ Gustav, nach einigem Erröthen, worüber der Herr von Heider einige Mal herzlich lachen mußte, sang mit seinem schönen Tenor; und kaum war die Scene zu Ende, da reichte ihm Heider die Hand und sagte lachend: „Ich hätte den Freund gefunden, lieber Herr Troschke, wenn anders Sie —“

„Ihre Güte, Herr von Heider! Ihre —“

„Und Sie können darauf rechnen, daß ich immer so bin, so! Güte nicht, wir wollen dem Kinde seinen rechten Namen geben, — ich dächte, das thäten wir immer — so lange wir beisammen sind. Güte nicht; aber ich befinde mich so am besten.“

Diese Bescheidenheit füllte Gustavs Herz mit Wärme. Er konnte jetzt dem Herrn von Heider nicht Lob genug

sagen. Heider hörte das alles mit einem Lächeln an, das ein wenig aussah wie Spott, und das den armen Gustav fast wieder aus seiner Rede gebracht hätte."

„Noch Eins, Herr Troschke!" sagte Heider — „da wir nicht bei einander leben wollen, uns zu quälen, so lassen Sie uns abmachen, was bei jeder Verbindung nothwendig ist: Jeder von uns hat seinen freien Willen, die Welt anzusehen, wie er will, und darnach auch zu handeln. Ich hoffe, Sie werden bald finden, daß ich das Leben von seiner schönsten Seite nehme, und das sollten wir immer, um dankbare Kinder der Natur zu seyn."

„Und nun bin ich ganz der Ihrige, Herr von Heider!" rief Gustav entzückt. Er hätte hier an der Brust des edeln Mannes fallen mögen; aber Heider sagte aufs Neue: „Haben Sie hier Verwandte oder Bekannte?"

„Nicht einen, auch nicht einen!"

„Desto besser! Haben Sie in der Nähe Ihre Verwandte?"

„Auch das nicht, Herr von Heider! Ich bin ganz allein in der Welt, ganz allein. Ach, Sie glauben nicht, wie allein!“

„Das ist kein Unglück, mein Freund! Aber so erlauben Sie mir, daß ich Sie meinen Freunden unter dem Namen, Herr von Troschke, vorstellen darf.“ Hier stutzte Gustav. „Die Meisten meiner Freunde,“ fuhr Heider schnell fort — „sind aus dieser Klasse von Menschen. Sie stutzen, lieber Freund? Ich hoffe doch, Sie werden nicht eigensinnig seyn.“

„Ja, in diesem Punkte, Herr von Heider, bin ich's!“

Nun erhob sich ein Streit, wo Jeder seiner Meinung blieb, und den Heider damit schloß, daß er lachend sagte: „In Wien und im ganzen Süden von Deutschland heißt jeder Gentlemann Herr von. Ich nenne Sie so, und Sie haben das Recht, jedes Mal sich zu erinnern, daß ich auf Wiener Art Sie so nenne.“ Er bückte sich und führte Gustaven, sich ein Zimmer auszusuchen, im Hause umher.

Gustav war entzückt von der Güte des Herrn von Heider, von seinen Kunstkenntnissen noch mehr. Er fand nach vielem Fragen, daß er so gut als gar keine Geschäfte im Hause hatte, als die Bibliothek und das Kunstkabinet in Ordnung zu halten, und den Herrn von Heider mit den Modeartikeln in der Literatur bekannt zu machen. Die Werke über die Kunst las er selbst. Im Hause hieß Gustav Herr von Troschke von allen Bedienten, so oft er auch erinnern mochte, er hieße nicht so.

Heider lachte ihn aus, verspottete ihn mit seinem Gewissen; aber auf eine so angenehme Weise, daß Gustav sich zuweilen gar schämte, daß er nicht so heißen wollte.

Ein Himmel hing hier wenigstens über Gustavs Leben, da er die Seligkeit, Luisen nicht haben konnte, dachte er, aber dieser Himmel verlor seinen ganzen Glanz beim ersten Mittagsessen. Er trat in den Saal, fand ein paar Fremde, und eine Dame im Hauskleide. Er wurde als

Herr von Troschke angekündigt, und die Dame ihm als Fräulein Karoline.

Das Gespräch rollte leicht, angenehm, sogar geistreich über die Gegenstände, die der Zufall bot, weg; aber jeder Gegenstand, klein und groß, gemein und erhaben, wurde im Scherz behandelt, nur mit Lachen. Die Gegenstände der Kunst nur machten zuweilen das Gespräch ernster; aber doch nur zuweilen.

Aber entbrennen mußte er vor Grimm, wenn das Gespräch, zwar eben so kalt und leicht, zweideutig wurde; und das Fräulein, das er bejammern wollte, noch zweideutiger als das Gespräch selbst lächelte. Er hatte oft schlimmere Gespräche unter den Studenten gehört; aber es war mehr die Art, darüber zu reden, die ihn hier beleidigte, die leichte unbefangene Art. Indeß nannte Herr von Heider le Gentil einen Narren, einen Don Quixote, und le Gentil gehörte mit zu Gustavs Kalender-Heiligen. Er nahm sogleich seinen Heiligen mit einem unbehülflichen Trotze in Schutz. Die andern machten

Einwürfe dagegen, so heiter, mit so vielem Scherz. Sie gaben zu, daß in Gentil's Seele eine erhabene Idee gewohnt hätte; aber zu seinem noch größern Erstaunen nannten sie eben diese Erhabenheit seine Narrheit. Man hatte es hier mit der Idee des Erhabenen selbst zu thun.

Nach Tische, da Heider mit Gustav allein war, milderte Heider den Eindruck, den das Gespräch auf Gustav gemacht hatte. „Sie erstaunten, lieber Freund, über Meinungen, die Sie mehr oder weniger in der großen Welt verbreitet sehen werden; die aber, und das werden Sie zuletzt finden, nicht so schlimm sind, als sie aussehen. Sehen Sie, die Herren auf den Kathedern übertreiben auf dieser Seite; die Menschen in der Welt auf jener. Mich dünkt, die Kunst liegt in der Mitte, und verbindet die zu hohe Idee mit der zu armen Wirklichkeit."

Aber Gustav vergab der Tugend nicht ein Fädchen von ihrem Gewande. „Ich kann hier nicht nachgeben, ohne nicht mich selbst aufzugeben."

„So kann ich's," sagte Heider ruhig — „denn Sie sollten so denken, Sie!" Er erklärte sich darüber, aber mit so vieler Güte und Nachgiebigkeit, mit so viel Achtung gegen Gustavs Kopf, und gegen die Wärme seines Herzens, daß es unhöflich gewesen wäre, wenn Gustavs Trotz länger angehalten hätte. Kurz, Gustav fand doch bald in Heiders Gesellschaft, was er nie für möglich gehalten hatte: daß ein Mann bei ganz gemeinen Grundsätzen glücklich, ruhig, und ein achtungswerther Mann seyn könne. Der Herr von Heider war einer der bessern Männer, die er in der Welt kennen lernte.

Gustav lernte noch mehr in Heider's Hause. Das Fräulein war schön, wie eine Antike schön. Auf ihrem blühenden Gesicht lag also die moralische Erhabenheit, und die geistige Ruhe. Doch des Mädchens Lächeln bei den Zweideutigkeiten des ersten Mittags hatte alles wieder verdorben. „Das Fräulein," meinte Gustav — „wäre wohl nichts mehr als

sein Bott, und die schöne Antike sey wohl die Geliebte Heiders." Er hatte es errathen. Und so gab er ihr, wie ein junger Mensch, der wie Drako für jedes Verbrechen den Tod als Strafe erkennt, kaum die äußere Höflichkeit.

Den Abend war er allein. Herr von Heider war am Hof. Er entbrannte aufs Neue, da er alles in Gedanken wiederholte; um den Abstich noch größer zu machen, holte er Rosaliens Briefe hervor. Er las sie. Unter jeden Brief hatte sein Vater ein paar Worte oder mehrere geschrieben, die oft Gustaven vorkamen, wie Stimmen aus einem unbekannten Lande. Er las sie eben darum gern.

Er las hier unter einem von Rosaliens Briefen, voll der schönsten Schwärmerei eines edlen Herzens, von der Hand seines Vaters: „Du wirst Deine Schwester lieben, mein Sohn, wie ich, wenn Du liest, was sie geschrieben hat. Auch hat die Natur die Tugend dem Herzen des Weibes übergeben. Sie sollten ein wenig Schwärmerinnen seyn, weil sie bestimmt

waren, nicht zu handeln, sondern nur zu unterrichten. Es kann wohl seyn, mein Sohn, daß das Geschick Dich zum Handeln in der Welt bestimmt hat, nicht zu genießen, nicht zu unterrichten. Dein Herz mag warm bleiben für jede Tugend, auch für die höchste; aber Du wirst finden, daß es weit leichter ist, tugendhaft zu schwärmen, als so zu handeln. Die Großen in der Welt müssen wohl den Schwärmer hassen oder verachten, weil sie so oft davon getäuscht sind, oft von ihrer eigenen Schwärmerei. Darum bitte ich Dich, mein Sohn Gustav, verbirg vor den Großen, wenn Du mit ihnen zu thun bekommst, jede Art von Begeisterung, und müßtest Du damit auch die Hälfte Deines Werths verbergen. Beobachte sie mehr, als Du sie bestreitest, oder gar belehren möchtest. Du wirst manchen unter ihnen weniger hassen, und Du wirst eine Kunst von ihnen lernen, den Menschen zu behandeln und beherrschen. Das alles kannst Du, ohne zu kriechen, und ohne verächtlich zu werden. Du weißt nicht, wozu

das Schicksal Dich bestimmt hat. Aber Deine Ehre, das wiederhole ich, sey Dir theurer, als Dein Leben!"

Das hatte er hundertmal gelesen; aber jetzt, jetzt erst fiel es ihm auf. Er las noch mehrere Nachschriften seines Vaters, sie waren fast alle von einem gleichen Inhalt, und immer endigte es sich: „Du weißt nicht, wozu Du bestimmt bist; aber Deine Ehre sey Dir theurer, als alles."

Gustav nahm sich fest vor, den Befehl seines Vaters zu vollziehen, und hier im Hause, wo er unter den Großen des Hofes als des Landes lebte, zu beobachten, und nicht zu reformiren, wie er sich in der ersten Jugendhitze vorgenommen hatte.

Am andern Mittag aß er mit dem Fräulein allein. Heider war am Hof. Er hatte sich vorgenommen, seine Verachtung, die er mehr gegen das Fräulein fühlte, als gegen Jemand anders, ganz zu verbergen. Er hätte seinen Vorsatz sparen können; denn nach einer halben Stun-

de fühlte er gar keine Verachtung gegen das Mädchen, unter dessen Stirn tausend Seelen voll Leben und Lust schwebten. Nach der zweiten halben Stunde hörte er mit Vergnügen alle die drolligen Erzählungen an, denen sie ein frohes frisches Leben zu geben wußte. Jedes ihrer Glieder schien eine Zunge zu haben: ihre Stirn, ihre Augen, ihr Mund, ihre Arme, ihr ganzer Körper.

Sie spottete über den Herrn von Heider, über sein Verhältniß mit dem Fürsten, über Gustav; über seine Schwärmerei lachte sie laut. „Zwar ich bin auch eine Schwärmerin," setzte sie hinzu — „aber in der Lustigkeit." Und sie hatte ihren Charakter getroffen. Sie nahm die Guitarre, spielte und sang lieblich. Die Stunde des Essens war dahin, wie eine Minute, und Gustav hatte beobachtet, daß das Fräulein unbeschreiblich reizend, sehr geistreich war; aber er hatte keinen Zug von Bosheit und Buhlerei an ihr wahrgenommen. Sie war heute bescheiden gekleidet, bescheidener, als gestern.

Er hörte von seinem gesprächigen Bedienten nichts, als das Lob ihrer Güte und ihrer Wohlthätigkeit gegen jeden Unglücklichen, der in ihre Nähe käme.

Am Abend spät hörte er noch ihren Flügel und ihre Stimme in einem ernsten Largo durch das Haus schallen. Er hätte fast seinen Verdacht ihr abgebeten. In zwei Tagen, so viel; er mußte doch über sich selbst lächeln.

Nach acht Tagen hatten Heiders Lächeln und Karolinens Spöttereien und üble Launen, wenn er nicht folgte, aus Gustaven einen ganz andern Menschen gemacht. Er paßte im Aeußern jetzt vollkommen für Heiders Gesellschaften, die ihn besuchten. Aber er schlug es ab, Heidern zu begleiten. Er konnte es durchaus nicht über sich erhalten, unter dem Namen von Troschke Jemanden zu besuchen; durchaus nicht, obwohl er im Hause den Namen litt.

Da halfen nicht des Fräuleins Spöttereien, oder ihre übelste Laune, die dennoch lustig war, nicht Heiders Vorstel-

lungen. „Hier stehe ich an der Gränze!“ sagte Gustav fest. Er war nicht hinüber zu bringen. Und da er keine Bekanntschaft hatte, so war er recht fleißig im Kabinet, und das Fräulein bat so freundlich um Verzeihung, wenn sie ihn störte, und schwor, den schönen Kopf zwischen die Thür durch gesteckt, sogleich wieder zu gehen, wenn er einen finstern Blick machte, daß er sie freundlich aufnahm.

Es war nichts von Plan bei alle dem, sondern man lebte in Heiders Hause so glücklich, als Jeder vermochte; aber der Plan fand sich mit der Zeit. Das Fräulein war die Tochter eines Musikus, der seine Tochter bei ihrer schönen Anlage für den Gesang zum Theater erzogen hatte. Sie war sechszehn Jahr alt, da fing sie der Herr von Heider dem Theater weg, das die Unschuldige haßte. Vier Jahre hatte der Umgang gedauert: und Heider war überzeugt, das Mädchen hatte in den vier Jahren bei ihm mehr gewonnen, als verloren. Denn in dem Hause der Freude hatte die verführte Karoline

alle ihre Anlagen vollkommen ausgebildet. Immer unter Männern, hatte sie den Muth, so fröhlich und witzig zu seyn, als sie konnte, erhalten. Heider nahm sie mit in die Hauptstadt unter dem Namen einer armen Verwandtin; da er sie aber in keine Gesellschaft außer dem Hause einführte, wußte man, wer sie war, und erhob Heiders Güte und Anstand.

Das Mädchen fühlte Dankbarkeit gegen den Herrn von Heider; aber Liebe hatte sie nie gegen ihn gefühlt. Das Band ihrer Verbindung war so locker gewesen, daß es kaum hätte so lange halten sollen. Jetzt, da Heider das Fräulein Mönchborn heirathen wollte, löste er das letzte Band, das sie zusammen hielt. Er war auf dem Punkt, sie mit einer reichlichen Aussteuer aus dem Hause zu schaffen, eben da Gustav in das Haus trat.

Nach vier Wochen gestand das schöne Mädchen unter Lachen, Liebkosungen, Erröthen und Thränen dem Herrn von Heider, „daß der junge Mensch, den er da ins Haus gebracht hätte, ihr mit seinem

ehrlichen, treuherzigen, sogar mit seinem schwärmerischen Wesen recht wohl gefiele; und wenn der Herr von Heider nichts dagegen hätte —"

„A vous permis, Mademoiselle!" antwortete mit einem freundlichen Wohlwollen Heider, und trocknete dem Mädchen die Thränen aus den schönen Augen.

Da war also der Plan! Die Schwärmerei eben von Gustav hatte dem Mädchen gefallen, sie wußte nicht wie. Gustav trug auch seinen Theil Schuld daran. Er konnte unmöglich das Mädchen nach acht Tagen für so schlimm halten, als den ersten Tag. Er gab ihr alle Tage einen Reiz der Unschuld mehr. Er sah nicht eine Spur der Vertraulichkeit zwischen ihr und Herrn von Heider; und so stieg sein Vertrauen gegen das Mädchen, das mit einer sanften Freundlichkeit die Bewerbungen des hübschen jungen Menschen annahm. Da Heider gar keine Spur von Mißtrauen oder Eifersucht zeigte, so verlor sich der entehrende Verdacht ganz aus Gustavs Seele. Er sang mit

dem Mädchen, er war die Abende, wenn Heider nicht zu Hause war, bei ihr, und das Mädchen, so wenig ihr in ihrem Umgange je ein Mann von Gustavs Schlage vorgekommen war, nahm schnell eine Maske vor, die sie nach seiner formte, und nun sah sie mit dieser Maske in des Jünglings Herz, in ein Herz, das sie nicht für möglich gehalten halte, in ein Herz voll einer heiligen Treue, in eine Brust voll Tugend.

Das arme Mädchen konnte nicht lachen, so gern sie gelacht hätte. Sie fühlte in ihrer Brust eine Wärme mit einem Gefühl erwachen, das seinem ähnlich wurde, und sie konnte nicht anders, sie mußte ihr Geständniß gegen den Herrn von Heider mit Thränen begleiten, deren schönen Ursprung sie nicht einmal ahnte; Heider gar nicht.

Die Thränen hatten das Mädchen in Heiders Augen so verschönt, daß noch einmal seine Phantasie Feuer fing; aber das Mädchen versagte sich dem Verführer, und blieb einem bessern Gefühle treu.

Heider redete mit Gustav einige Tage hindurch über die Liebe, und dann sagte er dem Mädchen: „Hören Sie, Karoline, ich will Ihnen Glück wünschen, wenn es Ihnen gelingt, diesen Geisterseher in ihr Netz zu ziehen!"

„Netz?" fragte sie empfindlich und erröthend; aber doch ganz leise. „Das arme Geschöpf!"

„Seyn Sie ja auf Ihrer Hut, meine Gute! denn merkt er, daß Sie auf sein Herz los wollen, so ist alles verloren."

Sie schlug züchtig die Augen nieder, verbeugte sich so fremd, daß Heider ein lautes Gelächter aufschlug. Sie ging beschämt zum erstenmal, zürnend mit sich selbst, fast den Plan aufgebend, wobei sie betrügen mußte, auf ihr Zimmer. Da war also der Plan!

Obwohl sie erröthet war bei dem Wort Netz, so mußte sie sich doch zu dem Netz-machen entschließen; denn der junge Mensch, obwohl er sich ihr ganz zutraulich hingab, mit ihren braunen Locken spielte, mit ihrer schönen Hand, kam doch

keinen Schritt weiter, als bis auf einen gewissen Punkt.

In den schönen Augenblicken seines Vertrauens, wenn er ihr von der Würde des Weibes, von der Heiligkeit des weiblichen Herzens, begeisterte Reden hielt, die sie mit Zittern, mit innerer Zerknirschung anhörte, lernte sie auch, daß die Faden ihres Netzes fein wie Sonnenstrahlen seyn mußten. Aber über die Art des Netzes ist kein Mädchen verlegen. Sie stieg so Schritt vor Schritt in den Himmel mit ihm, daß es ihr oft selbst vorkam, sie wäre so erhaben und rein, als sie sich stellte. Sie täuschte sich oft selbst so sehr, daß sie sich und Heider verwünschte. Aber sie täuschte auch den unerfahrnen Jüngling, und bei weitem mehr, als sich selbst. Aber über seine Lippen kam das Wort Liebe nicht.

Herr von Heider, dem diese kleine Begebenheit in seinem Hause der Lust wegen interessant wurde, hörte Gustaven von Zeit zu Zeit über seine Empfindung gegen das Fräulein ab. Gustav redete

von dem Fräulein mit Bewunderung. Er schwor, daß man nicht leicht ein Mädchen mit diesem Reiz, mit so viel lockendem Reiz und so viel Unschuld zugleich finden würde.

Sein Auge funkelte dazu, seine Wange glühete. Heider sagte endlich einmal: „Hören Sie, lieber Freund, das Fräulein, werden Sie bemerkt haben, ist jetzt so sanft, so wehmüthig, sie hat den Reiz der Freude so ganz verloren, daß ich fest glaube, das Mädchen liebt Sie."

„Hm! — hm! — Sie irren gewiß," sagte Gustav, das Gespräch abbrechend.

„Haben Sie nie geliebt, mein lieber Troschke? Und ich wollte wetten, Sie lieben noch."

Wie hätte Gustav seine Liebe gegen diesen Mann, der nur ein Spiel der Sinne aus der Liebe machte, gestehen können? Er erklärte zuversichtlich Nein!

„Nun, so weiß es der Henker, Fräulein, oder wir haben einen Ritter aus der Tafelrunde vor uns! Ich bitte Sie, Kind, er hat ja Blut in den Adern, er

hat ja Augen — und dieses reizende Mädchen! Es ist nicht möglich. Sie haben mich zum Narren. Ein junger Mensch von zwei und zwanzig Jahren! Soll ich noch an Gespenster glauben lernen?“

Er mußte. Denn das Mädchen gebrauchte jedes Netz, das je von einem Mädchen gebraucht ist, das Herz, dann die Phantasie, dann die Sinne zu entflammen. Und sie mußte endlich, endlich voll Verzweiflung — denn in ihrem Busen hatte sich eine flammende Liebe gelagert — dem Herrn von Heider gestehen, sie sey am Ende mit ihrer Kunst.

„Hm! so weiß er unser Geheimniß, glauben Sie mir, und — er ist freilich ein Mann von zartem Gefühl!“

Zum ersten Mal warf das unglückliche Mädchen einen wüthenden Blick auf den Mann, der so rauh auf ihr Herz schlug, das er entehrt hatte, er! Aber sie gab die Hoffnung auf, und verlangte aus dem Hause, wo sie so unglücklich geworden war.

Heider schüttelte hundert Mal den Kopf, und wieder hundert Mal, daß er hier auf einen Helden stieß, dessen Grundsätze — und eines jungen Menschen Grundsätze — stärker waren, als die Begierde und das Glück, das sich ihm anbot. Er wußte nicht, daß des Jünglings Herz voll einer hohen Liebe war, und daß dennoch Gustav oft arg genug mit der Versuchung zu kämpfen hatte. Da also das Fräulein im Ernst fort wollte, da machte er noch den letzten Versuch. Er entdeckte dem Jüngling, daß er Karolinen geliebt habe. Er gab seiner Verbindung mit ihr jede Hülle des Anstandes; denn Gustav betrachtete ihn mit Augen voll Abscheu. Es verdroß ihn, daß er ein Mädchen, mit dieser Schande auf dem Herzen, habe achten können.

„Unsre Verbindung ist getrennt," fuhr er leise fort, als hätte er etwas zu bereuen — „schon längst getrennt. Sie verläßt mein Haus; aber eine unglückliche Leidenschaft — gegen Sie, mein Freund —"

„Ich hoffe, Herr von Heider," rief Gustav laut — „daß Sie von mir nicht so gering denken —"

„So gering denkt selbst nicht das reizende Mädchen von Ihnen, mein mißtrauischer Freund! Sie suchte nur Ihre Liebe, nicht Ihre Hand. Dazu kennen wir Sie zu gut."

„Meine Liebe? dieses Mädchen, das —"

Heider legte ihm die Hand auf den zürnenden Mund. „Gestehen Sie, die Reize des Mädchens haben Sie nicht ganz kalt gelassen!"

„Wahrlich nicht! das gestehe ich, Herr von Heider. Jetzt darf ich's gestehen. Ich war in tausend Minuten schwächer, als ich seyn wollte. Aber jetzt! jetzt!"

„Nun eben jetzt?" sagte lächelnd Heider. „Das Mädchen liebt Sie, liebt Sie mit einer hohen Leidenschaft. Sie können sie nicht heirathen. Welcher Mann von Ehre könnte das, aber —"

„Jetzt verachte ich sie! ich verachte das Mädchen, ich hasse mich, daß ich sie nur eine Minute schön finden konnte.

Heider bat ihn, die paar Tage, die das Mädchen noch im Hause wäre, ihrer zu schonen.

Er hoffte, den Jüngling noch zuletzt in seinem Netze zu fangen; aber er hatte sich geirrt. Gustav bereuete seine Hitze. Er bedaurte das Mädchen, und fühlte eine Verachtung gegen den Verführer. Er änderte sein Betragen nicht gegen sie. Aber was Heider gehofft hatte, geschah nicht. Das Fräulein reiste ab, das Herz voll einer unendlichen Liebe, voll eines unendlichen Hasses gegen den Verführer.

„O," sagte sie, da Heider sie die Treppe nach dem Wagen hinunter führte — „hätte ich vor vier Jahren einen solchen Menschen kennen gelernt, wie den Mann, den Sie verspotten: o nimmermehr wäre es einem Fürsten gelungen, mich um meine Ehre, und um das Glück meines Lebens zu betrügen. Weh mir! Aber weh Ihnen, wenn es andere Richter gibt, als

die, die Sie frei sprechen, weil Sie reich sind!"

Heider wollte vergebens seine Empfindung unter ein Lächeln verbergen. Er sandte dem Mädchen noch ein reiches Geschenk, und bat sie mit einer aufrichtigen Wärme, die er selten gefühlt hatte, sich in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden, und von Gustav sagte er kopfschüttelnd: „In der That, die Begeisterung eines jungen Herzens geht doch sehr weit, viel weiter, als ich dachte." Das war alles. Er vergaß es unter der süßen Vorstellung von Luisens unschuldigem Reiz, und von dem Glück, was ihn in ihren Armen erwartete.

Heider hatte vorher erst das Fräulein los seyn wollen, ehe er einen Schritt zu seiner Verbindung mit Luisen that. Deshalb hatte der vorsichtige Präsident Heiders Namen noch nie seiner Familie genannt; aber Heider kannte Luisen schon desto besser. Bei jedem Hoffeste des Karnevals mußte die Präsidentin mit ihrer Tochter in die Residenz. Ganz unschul-

dig näherte sich dann Heider dem reizenden Mädchen, das in der That unter den Masken der Redoute sich wohl befand, viel besser, als in der steifen Etikettmaske des Hofkleides bei der Kour.

Heider trat an ihre Seite als Zigeuner, wenn sie unter der Maske als Zigeunerin auf dem Saale war, und als Spanier, wenn sie als Spanierin da war. Schon das nahm sie für den Mann ein, der ihre Kleidung trug, obgleich sie sein Gesicht noch nicht gesehen hatte. Sein frohes Gespräch voll Witz weckte ihren. Er tanzte mit ihr, er ging mit ihr. Er fragte nicht nach ihrem Namen, sie nicht nach seinem. „Das ist eine Unart!" sagte er, und sie fand das auch so. Man ist freier, wenn man keinen Namen hat.

Heider liebte Luisen. Fräulein Karoline war fort, das Karneval zu Ende, und der Präsident suchte für Luisen einen guten Lehrer für die Guitarre und für den Gesang. Wie viel Heidern daran lag, wußte er sehr gut.

Im Vorübergehen hatte der Präsident den Herrn von Troschke sogar gesehen. Er fragte nach ihm. Heider antwortete, und der Präsident denkt an seinen Musikmeister.

„Den habe ich," ruft Heider. „Eben dieser Herr von Troschke spielt und singt wie ein Engel. Er soll Morgen mit Dir."

„Der junge, hübsche Mensch?" fragte bedenklich der Präsident, und betonte das Wort hübsch — „der soll Luisen unterrichten? Heider!"

„Der soll! eben der soll! Ich habe im Leben keinen bessern, als eben den. Der hat seine Probe bestanden. Nur vom Lehrer kein Wort. Denn er ist empfindlich. Das alles muß Zufall scheinen, liebster Präsident!"

Das schien's auch. Heider bat im Vorübergehen Gustav auf eine Landparthie für den aufblühenden Frühling, für einen Monat. Gustav sagte voll Freude zu. Am andern Morgen setzte sich Gustav in Heiders Wagen. Heider fuhr mit

einem Fremden in einem andern. Gegen Mittag erhielt Heider durch einen Reitknecht ein Billet vom Fürsten. Er las. Er mußte zurück. „Sie fahren mit dem Präsidenten, lieber Troschke," sagte Heider. „Ich komme nach, so bald ich kann." Gustav stieg ein zu dem Präsidenten. Der Präsident redet feierlich vom Wetter, Weg und so weiter, und ehe sie sich es versehen, hält der Wagen im Park.

Beide steigen aus. Gustav sieht groß umher, als wollte er sich hier erkennen; allein der Präsident hat jetzt beständig zu fragen. So treten sie ins Haus, ins Zimmer. Gustav erbleicht; denn er erkennt Luisen. Luise erbleicht noch mehr, denn sie erkennt Gustav; und ihr Vater sagte beim Abschiede: „Ich bringe ihn mit."

Luise schwankte, vom Schrecken und der Freude ergriffen, fast ohnmächtig in der Mutter Arme. Des Vaters räthselhafter Abschied, sein Wort: „Ich bringe ihn mit, der Deinem schönen Haupt die

Braut-

Brautkrone aufsetzen soll, und nun der Geliebte an des Vaters Seite: die Freude überwältigte den Schrecken. Sie richtete sich empor, um des Vaters Ankündigung zu hören. Der Vater sagte in seiner gewöhnlichen Weise ganz kalt und höflich: „Herr von Troschke! Meine Frau und Tochter!“ und ging auf sein Zimmer, um seinen Oberrock abzulegen.

„Herr von Troschke?“ fragte die Mutter erstaunt die Tochter, die jetzt noch einmal das wieder erblassende Gesicht an der Mutter Busen legte. Ihres Vaters kalter Ton hatte ihre Hoffnung getödtet. Sie glaubte jetzt, daß Troschke unter dem Namen eines Edelmanns sich unedelmüthig in ihres Vaters Haus stehlen wollte. Dieser Schmerz drang tiefer in ihre Seele, als vorhin die Freude.

Die Mutter errieth ihn, am Namen, an dem Schmerz der Tochter, und an seiner Erstarrung. Er stand wie fest gebannt, den starren Blick auf Luisen, auf die Mutter gerichtet.

„Herr von Troschke?“ fragte die Mutter jetzt den Jüngling. Er schwieg. Denn er hörte nicht. „Wie kommen Sie hieher? fragte die Mutter wieder. „Meine Tochter achtete Sie als einen redlichen Mann. Jetzt aber, mein Herr—“

„Ich bin erstarrt,“ sagte er, sich umhersehend und zitternd — „erstaunt wie Sie, daß ich hier — hier —“ Er schwieg wieder. „Da ich,“ fuhr er fort — „das Fräulein erkannte, wußte ich erst, wo ich bin.“

„Wie? Sie hätten nicht gewußt —“ fragte die Mutter streng.

„Gar nichts habe ich gewußt,“ sagte er sanft, aber mit dem Blick und Ton der Wahrheit — „gar nichts, bis auf diesen Augenblick; nicht einmal den Namen Ihres Herrn Gemahls. Er wird mir am besten zeugen, daß ich gar nichts wußte.“

„O mein Gott!“ rief Luise, sich emporrichtend und mit gefaltenen Händen; denn der Hoffnung schönste Freude drang wieder in ihre Seele — „Wie kamen Sie an meinen Vater?“

„Ihr Herr Vater kennt mich so wenig, als ich ihn." Er erzählte, und Luise gab ihre Hoffnung auf; aber der Geliebte war gerechtfertigt. Schnell sich begreifend, der Mutter winkend, nahm sie ihn jetzt als einen alten Bekannten höflich, aber so ruhig als möglich auf. Die Mutter schob Luisens Erschrecken auf ein Uebelbefinden, das bei jeder unerwarteten kleinen Ueberraschung diese Wirkung hätte. Man war in Ordnung, da der Vater zurück kam.

„Nun lieber Herr von Troschke, seyn Sie mir tausendmal willkommen!"

„Herr von Troschke nennt mich nur Herr von Heider, Herr Präsident; ich heiße Troschke."

Der Präsident runzelte die Stirn. Nach einer Pause sagte er ein wenig kälter: „Wenn Herr von Heider Sie so nennt, so wollen wir es dabei lassen; also Herr von Troschke!" sagte er, seine Frau und Tochter ansehend. Ein Bedienter wieß Gustaven ein Zimmer an, und der Vater nahm gegen Frau und Tochter

das Wort. „Dieser junge Mensch, mein Kind, singt und spielt die Guitarre vortrefflich. Er ist der Freund des Herrn von Heider. Ich bitte Euch also, meine Freunde, ihn artig aufzunehmen, obgleich er nicht unsers Standes ist. Er ist, wie gesagt, der Freund des Herrn von Heider, und Herr von Heider, Luise, den Du kennst — Er war Dein Tänzer auf den Redouten — er — doch das bleibt unter uns — er ist des Fürsten Freund, er liebt Dich, und Deine Hand ist ihm bestimmt. Er wäre mit uns gekommen, wenn ihn nicht ein Billet des Fürsten zurück gerufen hätte."

Luise beugte das Gesicht tief auf ihre Arbeit. Der Vater fuhr fort: „Diesen jungen Menschen hat er geschickt, Dein Talent im Singen und auf der Guitarre zu vervollkommnen. Aber davon weiß der junge Mensch kein Wort. Das also muß ein Zufall scheinen, und den mußt Du mit Freundlichkeit besorgen, Luise!"

„Ein Freund von dem Herrn von Heider?" fragte die Mutter, einfallend.

„Der vertraute Freund, Liebe! Er ist allmächtig, ohne es zu scheinen. Der Fürst liebt ihn unbeschreiblich."

„Wen?" fragte die Mutter, stutzend und erstaunt.

„Den Herrn von Heider. Luisens Loos ist beneidenswerth. Kennt ihn nur erst!"

„Weiß denn der junge Mensch, liebster Präsident —"

„Wie kannst Du fragen, Liebe? Kein Wort von alle dem. Diese Verbindung soll auch noch das tiefste Geheimniß bleiben."

„Das scheint so räthselhaft, mein lieber Präsident, mit dem jungen Menschen!"

Nun erzählte der Präsident das Entstehen von Heiders Liebe, seine unendliche Liebe für die Kunst, und besonders für die Musik, und wie auf einmal der junge Mensch mit ins Spiel gekommen wäre.

Alles wurde nun hell und klar. Ein schreckliches Licht fiel auf Luisens Leben.

Der Jüngling war gerechtfertigt. Ein Zufall hatte ihn hieher geführt. Das arme Mädchen war oft Willens, es für etwas mehr als einen Zufall zu nehmen, für die Stimme des Himmels, für die Hand der Vorsehung.

Mutter und Tochter umarmten einander, da sie allein waren. Sie wußten nicht, was sie einander sagen sollten. Sie redeten nur mit Thränen. „Wenn es die Stimme des Himmels wäre, Mutter?“ sagte endlich Luise, aber nicht mit ihrem gewöhnlichen Muthe. Die Mutter, die das gern geglaubt hätte, stieß sich an Luisens Furchtsamkeit. Sie fragte dagegen, eben so furchtsam: „Und wäre es nur eine Prüfung Deines Herzens, Deines kindlichen Gehorsams, liebstes Kind? Dürfte der Rath des Himmels dem Menschen je zweifelhaft scheinen? Deines Vaters Entschluß, Du weißt ja, wie unveränderlich, wie unerbittlich er ist! Diese Verbindung mit den Herrn von Heider, der wir nichts entgegen setzen können —“

„Als meine Liebe, Mutter," sagte Luise muthig.

„Kind, die dürften wir nicht einmal einem zu gütigen Vater entgegen setzen. Wer kann sie verbürgen? Deine Jugend? des Jünglings Jugend? Das Glück des Lebens ist ja immer ungewiß; aber es verschuldet zu haben, ist ja die größte Qual. Laß uns Recht thun, Luise! Noch heute muß Dein Entschluß gefaßt seyn! noch heute! Luise, ich habe nicht Eine meiner jugendlichen Hoffnungen erfüllt gesehen; aber ach! eine glückliche Mutter wurde ich dennoch."

Sie ließ ihre warmen Thränen an Luisens Wangen hinab rollen. „Sie sollen eine glückliche Mutter bleiben!" rief Luise mit frohem Muth. „Ich will mich entschließen. Ich habe Muth, den schönen Muth, Ihnen ähnlich zu werden." Luise ging auf ihr Zimmer.

Nach einer Stunde kam sie wieder zu ihrer Mutter; aber mit verweinten Augen. Die Mutter fragte seufzend: „Bist Du eines mit Dir, mein Kind?"

„Ja, Mutter! Ich bin eins mit mir, fest entschlossen, ganz fest! Der Vater sagte, wie er abreiste: „Ich bringe ihn mit, Deinen künftigen Mann. Sie wissen, Mutter, daß ich den Entschluß faßte, dem Vater zu gehorchen. Dazu bleibe ich entschlossen. Ich nehme den Vater beim Wort. Er hat mir ihn mitgebracht.“

„Wen? ich verstehe Dich nicht.“

„Ihn, den edeln jungen Mann, den ich liebe. Fürchten Sie nichts! Ich bewahre das Geheimniß meiner Liebe. Er soll mir es nie entreißen. Ich vertheidige mein Herz, das Glück meines Lebens, so lange ich kann, ich vertheidige es schweigend. Kann ich nicht länger, nun dann, so — ist denn die Liebe das einzige Glück des Lebens, und das einzige Verdienst, wie wir jungen Mädchen so leicht glauben? Ist nicht der keusche Frauenschleier, der der Liebe entsagt, auch ein Opfer, und eine Tugend? Ist nicht die Mutterliebe heiliger sogar, und großmüthiger, wie Sie sagen, als die Liebe zu dem Jünglinge? obgleich ich das jetzt kaum glauben

kann. Ich bin fest entschlossen, mein Schicksal mit fester Hand, mit festem Muthe selbst zu entscheiden. Mein Vater brachte mir den Mann, den ich liebe. Ich will schweigend erwarten, ob die Hand meines Vaters die Hand des Himmels war. Seyn Sie nur ruhig!“

„Du kennst Deinen Muth, Kind; aber die Gewalt der Leidenschaft kennst Du nicht.“

„Aber ich kenne die allmächtige Gewalt der Liebe, die ich gegen Sie habe. Seyn Sie ruhig! Ich bin entschlossen!“

Das muthige Mädchen nahm ihren Vater beim Worte.

---

## Das junge Paar im feurigen Ofen.

Aber ich bitte Euch, seht meinen Helden an, wie er da steht auf seinem Zimmer, und fest überzeugt ist: so habe nur die Hand der Vorsehung ihn mit dem rein-

geliebten Mädchen zusammen führen können. Des Vaters Hochmuth? Er dachte kaum daran. Daß er hier war, war die gewisse Stimme des untrüglichen Orakels. Er trug ohnehin Flügel an den Schultern, jede Höhe des Ruhms und der Ehre zu erfliegen. Das Leben war ihm jetzt mit hundert Ehrenpforten aufgethan. Er rechnete nicht einmal auf den Schutz des Herrn von Heider, der mit jedem Tage vertrauter gegen ihn geworden war, und der schon in manchem Augenblick des Vertrauens ihm die Thür der Ehre in der Zukunft geöffnet hatte. Er rechnete nur auf seine Liebe, auf sein Glück, das ihm durch sein Hierseyn schon alle seine Hoffnungen gewährt hatte. Er hatte ja in Heiders Hause schon den Stolz des Adels, den er sonst zu sehr vermehrt, und zu trotzig verachtet hatte, milder gefunden. Er hatte mit den Ministern gegessen, mit dem stolzesten unter ihnen, dem Grafen Drakensten, und der hatte ihn geachtet.

Er schrieb das nicht auf die Rechnung des Herrn von Heider, der ihn aus-

zeichnete, sondern wie ein junger Mensch, auf seine eigenen Verdienste. Er trat zu Luisen mit dem Verdienst einer geprüften, treuen Liebe, welche weder die Schönheit noch die Koketterie Karolinens hatte wankend machen können. Er erkannte in seinem ganzen Leben die Zubereitung für den heutigen Tag, der ihn mit der Geliebten zusammen führte: die poetische Erziehung in der Einsamkeit des Landes, seines Vaters strenge Begriffe von Ehre, als hätte er den höhern Stand geahnt, in den sein Sohn treten sollte; sein Zusammentreffen mit Luisen, die schnell erwachende Liebe; seine Verbindung mit Heider, in dessen Gesellschaften seine Sitten schöner und schnell entwickelt wurden; und nun das räthselhafte, fast unbegreifliche Zusammentreffen mit dem Mädchen in ihrem Hause! Seine Phantasie zeichnete jetzt seinen Lebensplan mit Purpurtinte, wie sonst die Kaiser nur ihre Befehle, den Plan eines goldnen Zeitalters für sich und alle Menschen.

Er hatte wie ein junger Dichter den Plan im Ganzen gemacht und alles schien vollendet, und mitten unter dem Triumphgeschrei des Glücks fiel es ihm nicht ein, den Plan für die erste Minute mit Luisen zu machen. So bald er daran dachte, stand er wieder arm da wie ehemals. Er sah nicht, was er sagen, was er thun sollte. Ein Glück war's, daß Luise, die wie Mädchen immer erst den Plan für den Anstand der ersten Viertelstunde machen, und das Ganze dem Zufall überlassen, für ihn gedacht hatte. Sie traf ihn im Garten, im Bosket, das schon einige frühe Blüthen dem Frühling entgegen trug.

Sie redete ihn freundlich, aber ruhig an, sprach von dem nahen Frühlinge, von der milden Luft; und da Mädchen tausendmal geschickter sind, in Verbergung einer Leidenschaft, — wir Männer sind es in Verbergung der Kälte — so war er leicht über den ersten schweren Augenblick hinüber, und Luise auch. Sie wurde wirklich heiter, da es ihr gelungen war, mit ihm auf dem freimüthigen Fuß eines

Bekanntey zu kommen. Er war viel zu sehr mit seinem Innern beschäftigt, als daß ihn Luisens freimüthige Ruhe hätte erbittern können.

Sie hatte mehr vor ihres Vaters bestimmtem Befehl gezittert, von ihm singen zu lernen — das Spielen auf der Guitarre war eher zu wagen; aber seine Stimme kannte sie, und noch war die schöne weiche Stimme nicht in ihrem Herzen verhallt, wie ein Lied aus der frühen Jugend noch immer das Herz bewegt. Aber die Leichtigkeit, womit sie die erste Minute überwunden hatte, gab ihr Muth. Der Befehl des Vaters war zu bestimmt. Sie mußte gehorchen.

O welch ein Gut ist eine Mutter, die das Vertrauen der Tochter nicht verscherzt hat! Luise war fest entschlossen, Gustaven zu sagen, sie wäre Braut. Das, liebes Kind, muß die letzte Hülfe seyn, die allerletzte. Findet ein Mädchen gegen die Liebe keine Hülfe in sich selbst, so wird sie nicht der Brautkranz, nicht der Titel Frau, der heiliger ist, als der Nonnenschleier,

selbst nicht der Muttername gegen ein Verbrechen schützen. Ich bitte Dich, Kind, habe nur den festen Willen, immer kalt und höflich, nichts weiter gegen ihn, zu seyn. Stelle nur, ums Himmels willen! keine Proben mit seinem Herzen, und mit Deinem Muthe an; trage Du Deinen Schmerz mit Lächeln, zeige ihm keines Deiner Opfer, am wenigsten Deine Stärke. Das Mädchen, glaube mir, verräth gegen einen edeln Mann allemal ihr Herz selbst; denn der Mann achtet die Unschuld und die Unbefangenheit eines Mädchens, zwischen dem und ihm ein Hinderniß steht, wie dieses. Verschweig mir keinen Deiner Schmerzen, keinen Deiner Träume, keinen Deiner Triumphe, und keine Deiner Schwächen. Laß Deine Mutter Deine Vertraute seyn, und Du wirst siegen!

Das versprach Luise fest, mit dem Willen es zu halten; und so ging sie zu den verzweifelten Sing- und Guitarrstunden, wie ein Mann zum Duell auf Pistolen. Die Mutter war gegenwärtig,

aber nicht immer. Luise hielt sich fest an das Kalt und Höflich, und nichts weiter. Aber Gustav, der seinen stolzen Plan im vollen Herzen trug, fing statt zu singen an zu reden. Er bat Luisen, um einen Spaziergang in den Frühling, der schon sein blühendes Haupt aus der Natur erhob. Sie hatte nur versprochen, ihr Geheimniß zu verwahren, nicht, ihn zurückzustoßen.

Auf diesem Spaziergange war selbst der Mutter Gegenwart nicht viel mehr, als die tiefste Einsamkeit der beiden. Die Mutter nahm das Gespräch auf, um es in ihrer Gewalt zu haben. Jede Frage, die sie that, führte zu irgend einer Begeisterung des jungen Menschen, welche Luise nach zwei Minuten, und die Mutter nach drei mit ihm theilten. Redete er von Seedorf — denn die Mutter hatte gefragt: „Wie heißt Ihr Geburtsort?" — so lächelte er auf bei dem Namen Seedorf. Er verlief sich nun aus der Beschreibung der schönen Gegend auf den noch schönern Pfingsttag, da sein Va-

ter ihn und seine Schwester Rosalie konfirmirt hatte. Er führte die beiden Damen in den schönen Tempel des Abends vor Pfingsten, da der achtzehnjährige fromme Knabe mit seiner noch frömmern geliebten Schwester auf dem Grabe der Mutter sitzt, wo das letzte Geläut zum morgenden Fest und die frohen, aus dem Dorf erschallenden, Gesänge und die leichte Abenddämmerung sich zu einem Pantheon voll Göttergestalten um beide Kinder herwölben; er erzählt ihnen, und kaum kann er seine Stimme von den Tönen eines sanften Weinens befreien, wie sie an dem heiligen Altare, dem Grabe der Mutter knieen, und dem Schatten der theuren, unvergessenen Mutter schwören, der Tugend und Gott ewig treu zu seyn, und dann schwören, sich ewig zu lieben. Und nun erzählt er mit in Thränen leuchtenden Augen, wie er in diesem Augenblick sich dennoch so verlassen geschienen, unter dem Seegen eines edeln Vaters, im Arm einer theuren Schwester, am Grabe der Mutter. „Ach,“ sagte er — „wenn das

Herz

Herz zu sehr bewegt ist, wenn der Mensch vor Gott steht, so streckt er die Arme sehnend aus nach einem Freunde, nach einer —"

Hier erstickte ein weinender Ton seine Worte. Er ging in das Gebüsch. Mutter und Tochter sahen einander, und dennoch verlassen — wie er — an. Sie reichten sich schweigend die Hände, und stille Thränen rannen aus ihren Augen.

Dann kam er zurück; und um ihnen zu zeigen, wie gut, wie unschuldig seine Schwester war, so suchte er aus seinem Taschenbuche einen ihrer Briefe, und gab ihn der Mutter, und er verschwand wieder in das Gebüsch. Und sie lasen nun von Rosaliens Hand ein kleines Gemählde jenes Pfingsttags; und dieser Brief der Liebe von der Schwester umzog den Bruder, der dort vor ihnen ging, mit einem magischen Lichte und sie selbst fühlten sich in diesem Zauberkreise seiner Liebe, seiner Frömmigkeit mit ihm eingeschlossen.

Luise konnte ihm ihre Liebe verschweigen; denn er forderte nicht das Geständ-

niß. Sein kühnster Traum nannte sie nur Freundin; aber verweigern konnte sie dem Jüngling ihre Liebe nicht. Ach, das forderte nur die um das Glück der Tochter besorgte Mutter mit einem wehmüthigen stummen Blicke, und mit einem heißen Gebete von dem Himmel! Verschweigen konnte sie ihm ihre Liebe leichter, als Mutter und Tochter gedacht hatten. Er erröthete ja öfter als Luise, weil er schon zu viel gesagt zu haben glaubte. Luise konnte ihr Gelübde halten; aber sie liebte ihn desto mehr; und Wer findet den feurigen Wunsch, sie möchte des Jünglings Weib werden, unweiblich, den sie nur dem Himmel, und weinend und erröthend nur der Mutter entdeckte? Obgleich sie ihm die Liebe in ihrem Herzen verbarg, so verbarg sie ihm doch das Herz voll schöner Wärme, den reichen Geist nicht. Seine Begeisterung erregte die Ihrige. Sie hatte ihm auch wieder die heiligen Tage ihres Lebens zu erzählen, und das stille, fromme Leben der Mutter, und eines edlen Bruders, der lange schon aus des Vaters Hause, aus

den Armen der Mutter und der Schwester verbannt war.

Sie verschwieg ihre Liebe; aber sie zeigte ihm, was eben so gut ist, wie sie lieben konnte, ihre Mutter, den Bruder, selbst den Vater, der nicht einmal ihre Liebe, sondern nur ihren Gehorsam wollte. Gustav mußte sie immer mehr lieben.

Gustav hatte in den vier Wintermonaten in Heiders Hause recht oft gehört, was jeder Geschäftsmann weiß, daß das ganze romantische Land der Liebe und das Ideal hinter dem Altar und in der Sessionsstube versinkt; Herr von Heider, dem wirklich daran lag, seinem jungen Apollo, den er eben darum liebte, weil er dem Apollo glich, die ewige Jugend des Götterlebens zu nehmen, und ihn als Tagelöhner irgendwo auf der dunkeln Erde zu verdingen, bat ihn, ihm nur ein Beispiel zu nennen, wo diese hohe Liebe eines Mädchens mit allen ihren Attributen, der Musik, dem Zeichentisch, der Dichtkunst, sich bis an's dritte Wochenbett gerettet hätte. Gustav konnte ihm kein

Beispiel anführen, als seines Vaters und sein eigenes; aber er schwor ihm, er würde wie Apollo beim Admet die goldne Leyer niemals ablegen. „Wenn auch diese erste hohe Liebe versinkt: ist nicht die Kinderstube eine neue Idealwelt voll Poesie?" sagte er. „Ist nicht einer Tochter erster Seufzer der Liebe die schönste Auferstehung einer eigenen Liebe? Ist nicht die silberne Hochzeit — Gott gebe sie mir! ein schönerer Himmel, als die erste vor fünf und zwanzig Jahren? Nein, Herr von Heider, ich verliere meine Welt nicht, so lange ich tugendhaft bleibe, und die Tugend wird von der Welt so gut verspottet, als die Liebe." Kurz, der junge Apollo behielt seine ewige Jugend.

Und hier fand er nun das Mädchen, das mitten unter dem Glanze des Ranges das einfache Herz und den Glauben an Gott bewahrt hatte. Und diesem Herzen sollte er entsagen!

Je mehr er den Präsidenten kennen lernte, desto gewisser sah er, daß er nie seine Einwilligung zu einer Verbindung

mit ihm geben konnte. Er sah es an der Liebe der Mutter zu ihm, welche die höchste Wehmuth wurde, wenn sie ihm eben die höchste Liebe zeigte. Er sah es an Luisen selbst, die ihr Herz gegen eine künftige Trauer waffnete, und die Hoffnung von sich stieß. Der Mann, fühlte er, mußte ja das Opfer früher bringen, als das Mädchen. Und so, nach einem Tage, der zu glücklich, zu seelig gewesen war, an dem die beiden schönen, ewig wunden Herzen im großmüthigsten Entsagen fast in einander geflossen waren, an eben dem Tage entsagte er auf immer Luisen, dem Glück und Allem.

Nach einer solchen Entsagung zieht sich das Herz erstarrend zusammen, und behält kaum den Wunsch, zu lieben, kaum den Wunsch, den das Leben ja nicht verbietet, den Wunsch nach der Freundschaft. Er wünschte nichts, als daß Heider endlich ankommen, oder seine Ankunft in der Residenz wünschen möchte, um den Vorwand zu haben, Luisen zu verlassen auf ewig. Einen Wunsch hatte er noch übrig, daß

Luise einen Mann finden möchte, der sie zu lieben werth wäre. Er hoffte es vom Himmel.

Aber eben darum, weil er es nur vom Himmel hoffte, uud nicht von Menschen, eben darum liebte er Luisen jetzt desto mehr. Er sah sie schon in der Dornenkrone des harten Ehestandes. Er sah schon, wie ihre muthige Heiterkeit unter der Bürde aller verfehlten Wünsche, eines ganz verfehlten Lebens, sich in harten Schmerz umsetzte, nicht in die freundliche Wehmuth der Mutter. Sein Mitleiden mit ihr wurde eine neue Liebe. Aber er entsagte ihr doch; und da er Allem entsagt hatte, löste sich sein Schmerz in ein sanftes Weinen auf, wie das vergangene Gewitter nur noch den warmen Regen auf die Erde gießt.

---

## Der Kampf der Pflichten. Der Sieg. Die Entscheidung.

Da kam Heider endlich, „den Jüngling von dem Anblick des Elends abzulösen," dachte Gustav. Heider traf bei seiner Ankunft den Apollo auf einem Spaziergange. Er stieg aus dem Wagen, er umarmte seinen jungen Freund; und seine erste Frage war: „Nun, hat des Präsidenten Tochter Anlage zur Musik? singt sie?"

Diese Fragen, obwohl er ihrer von Heider gewohnt war, machten ihn stutzig. Heider setzte also hinzu, um ihn auf den rechten Weg zu bringen: „Denn ich soll sie heirathen, lieber Gustav!"

„Sie? Sie sollen?" Die unwürdige Art, von einer Verbindung mit Luisen zu reden, that ihm in dem ersten Augenblick weher, als die Heirath selbst. Ihm fiel ein, Heider könne scherzen. — „Kennen Sie das Fräulein?"

„Was Sie so nennen, nein! Eine Junonische Gestalt mit dem Reiz einer Grazie, Zypris lieblichen Nacken und Anmuth strahlende Augen, wie Homer sagt. Ihr Gang ist die leichte Harmonie des Tanzes!“

„Herr von Heider, ich bitte Sie, wenn —“

„Ihre Stimme ist Gesang, und nun ja, Troschke, ein reicher, lebenvoller Geist! Nun ja, auch der! Aber ich weiß wohl, wie wenig das alles in Ihren Augen ist. Nun denn, was sagen Sie von ihr?“

Froh holte Gustav die Brust voll Athem, und hob an: „Sie, Herr von Heider, könnten keine schlimmere Wahl treffen, als diese. Sie hat alles, was Sie hassen, und haßt alles, was Sie lieben. Sie scheint wie ein Regenbogen nur auf der Erde zu stehen. Sie ist nur schön, durch die beständige Erhebung ihres Geistes aus dem dunkeln Reich armer Wirklichkeit ins unendliche Reich der Ideale.“ Heider lächelte; und so schloß Gustav seine Rede, die er ange-

fangen hatte, mit dem Worten: „Feuer und Wasser können sich eher verbinden, als Sie und des Präsidenten Tochter.“

„Nein, Troschke, mit Nichten! diese poetischen Blumen, diese mystischen Träume des Ideals sind der wunderbare Gürtel Aphroditens, der den Mann bezaubert, und den er nicht tragen darf. Es ist der Schleier der Grazien, durch welchen die Schönheit reizender hervorstrahlt. Was daran zu viel ist, wird sich geben. Die Welt hat, glauben Sie mir, ihren Zaubergürtel auch. Das Weib muß die Welt, die wir beherrschen, mit diesen schönen tausendfachen Mohnblüthen ihrer Träume verschönern. Ich liebe an dem Weibe, was ich an Ihnen, mein lieber Apoll, hassen kann, weil ich Sie liebe. Sie sollen sehen, wie glücklich ich seyn werde!“

„Des Mädchens Jugend, Herr von Heider,“ hob jetzt Gustav in einem ganz andern Tone an — „und —“

„Mein Alter, wollen Sie sagen. Der Mann wird nicht alt, lieber, wunderbarer

Troschke! Ich bin fest überzeugt, daß ich das Mädchen glücklicher machen werde, als hundert junge Leute. Das liegt in meinem Charakter, und Sie selbst werden mir das zugeben."

Das mußte Gustav in der That; das mußte er. Selbst Fräulein Karoline hatte gewiß in Heiders Hause unbeschreiblich glücklich gelebt. Aber doch schien es Gustaven Hochverrath an der Tugend, wenn er zugäbe, daß Luise Heiders Frau würde. Er entschloß sich also auf der Stelle, der Mutter zu entdecken, in welcher Verbindung Heider mit Karolinen gelebt hatte, und dann sogleich des Präsidenten und Heiders Haus zu verlassen, so bald er sähe, daß die Verbindung mit Heidern Ernst werden sollte.

Das sah er; denn Heider war noch nicht vier und zwanzig Stunden im Hause, so sah er an der Mutter und an Luisens bleichen Gesichtern, daß der Präsident ihnen die Verbindung angekündigt hatte.

„Sie kennen den Herrn von Heider?“ sagte die Mutter, auf einem Spaziergange mit ihm allein. „Sie scheinen ihn zu achten; denn wenigstens er liebt Sie, Herr von Troschke, vielleicht mehr, als sonst Jemanden. Was hat er für einen Charakter?“

Gustav wollte zufahren; aber der Mutter Worte: „Er liebt Sie!“ legten sich wie eine Fessel um seine Seele. Er sollte den Mann verrathen, der ihn liebte? der ihm, was er verrathen mußte, selbst anvertraut hatte? das schien ihm ganz unmöglich, ganz und gar. Er sagte sich und zwar hundert Mal vor: „Warum liebt er mich? weil ich goldnes Haar um die Stirn her trage, wie Apollo.“ Aber das half alles nicht. Er konnte nicht läugnen, Heider liebte ihn, Heider behandelte ihn mit einem vollkommnen Vertrauen. Und er, der unter seinem Dache lebte, sollte ihn verrathen? Mußte er nicht sich zugestehen, daß Luise, als Heiders Gemahlin, ein glücklicheres Leben führen konnte, als ihre Mutter unter der

kalten, ewig schneidenden, harten Höflichkeit ihres Mannes?

Die drei Tage, die Heider in Groß-Dreben blieb, ging Gustav im blutigen Kampf mit sich selbst umher, aber der Name Verräther wurde ihm mit jeder Minute verächtlicher. Der Entschluß, zu schweigen, siegte. Heider wollte Gustaven gern dort lassen; aber Gustav drang darauf, mit Heidern abzureisen. Er schwankte wieder über die Art seines Abschiedes von Mutter und Tochter; aber er blieb Sieger. Er nahm Abschied in Gegenwart Heiders und des Vaters; und so, nachdem er alles überwunden und alles verloren hatte, auch das letzte Lebewohl von denn Wesen, was er unendlich liebte, stieg er zu Heider in den Wagen, und sie kamen nach einer sehr wortarmen Fahrt im Hause Heiders an.

Gustav warf sich sogleich über Heiders Kabinet her, um es in Ordnung zu bringen. Er machte einen beurtheilenden Katalog darüber; und da er nach ein Paar Tagen fertig war, ging er, mit dem Ka-

Katalog in der Hand, zu Heidern ins Zimmer.

„Was ist?“ fragte Heider — „Ihr Gesicht sieht aus wie eine Ausforderung auf Pistolen!“

„Und mein Gesicht dachte ich, sollte recht freundlich aussehen, lieber Herr von Heider; denn wahrlich, ich trenne mich von Ihnen, wie von dem theuersten Freunde.“

„Trennen? was? warum? Sagen Sie mir, guter Troschke, was Ihnen in meinem Hause mißfällt? Wahrhaftig, ich will es abändern! Beim Himmel, Troschke, ich bin nie einem Menschen so nahe gekommen, mit Achtung, wie Ihnen! Ich kann Sie nicht verlieren, ich darf Sie, so scheint es mir, ich darf Sie nicht verlieren. Warum wollen Sie gehen? Wer hat Sie beleidigt? Wer? Ich nicht. Das fühle ich, das weiß ich. Junger Mensch, ich liebe Dich! Das ist wenig. Aber Dich habe ich geachtet; seit meiner Jugend bist Du der erste, den ich achtete. Das ist viel! Du sollst nicht von mir!“

Es war eine Wärme in dem, was Heider sagte, und sie rührte Gustav. „Ich muß,“ sagte er betrübt; dann sagte er noch einmal entschlossen: „Ich muß!“

„So sagen Sie mir, warum, Troschke! Muß es seyn, so will ich zum mindesten die Achtung gegen Sie nicht verlieren. Ich habe Ihnen wohlgethan, das fühle ich. Ich habe Sie geliebt. Ich habe Ansprüche auf Ihr Herz! Was muß Sie von mir reißen? Das will ich wissen, und dann — gehen Sie!“

Gustav schwieg lange. „Ich darf es nicht sagen!“ sagte er endlich.

„So geh! geh!“ rief Heider unwillig. „Sie, Sie mit Ihrem Herzen, waren mir, wie eine Ahnung einer schönern Zeit, wie ein Traum aus einem goldnen Zeitalter! Jetzt, jetzt ist Ihnen, Undankbarer, die ewige Jugend abgefallen, die ich anfing für mehr zu halten, als einen Traum! Die Leyer, die dieser Apoll trug, tönt eben den gemeinen Walzer, nach dem die Welt sich dreht. Gehen Sie! Sie müssen!“

„Ich muß, Herr von Heider! ich muß! Und jetzt fühle ich, daß ich Sie liebe, mehr, als ich dachte, selbst mehr, als ich wollte. Aber ich muß! Ich scheide mit Thränen!“

„So sprechen Sie, warum Sie müssen! Sie allein sollen nicht aus meinem Hause gehen, wie die Tausende, die gehen, weil ihnen einer mehr bietet. Ich bot Ihnen viel, bei Gott! viel, Zutrauen, Achtung.“

„Ich liebe — — — „rief Gustav übermannt von Heiders Wärme — „ich liebe — — Luisen.“

„Was? zum Teufel!“ rief Heider, einen Schritt zurücktretend — „des Präsidenten Tochter? Nun denn, mich soll wundern, wie unsre Unterredung endigen wird! Nur, lieber Troschke, das bedinge ich zuvor, keine Tragödirung! Sie lieben Luisen? ich war der Thor, der Sie dahin schickte. Daß Sie dieses reizende Mädchen lieben, wundert mich jetzt nicht; aber Sie wollen von mir? das heißt, Sie hoffen, Troschke?“

„Ich hoffe nicht, Herr von Heider!“

„Aber mir fällt ein, lieber Prophet, mir fällt ein, was Sie von dem Mädchen sagten: Sie schiene nur, wie der Regenbogen auf der Erde zu stehen. Wars nicht so? Freilich, lieber Freund, mag ich Ihnen wenig mit dem Mädchen zu passen scheinen, dem, gerade wie Ihnen, die Liebe das dunkle Heiligthum in einem Göttertempel ist, das kein Uneingeweihter betreten darf.“

„Sie spotten; und ich darf doch fragen, ist das natürlichste Gefühl des Menschen nicht ein Heiligthum?“

„Und so begreife ich, lieber Troschke, warum Luise mich zuweilen mit Blicken des Abscheues betrachtete. Sie haben nicht wohlgethan, mein Freund, wenn Sie wirklich nicht hofften, des Mädchens überspanntes Gefühl sollte Ihre Liebe errathen und belohnen.“

„Sie meinen?“ sagte Gustav erröthend.

„Daß Sie dem Fräulein meine Verbindung mit Karolinen vertraut haben,

meine

meine Grundsätze, die Ihnen leicht gehässig scheinen, und die noch leichter des Mädchens Schicksal bitter machen können."

„Luise weiß nichts von Ihnen, Herr von Heider! Wie können Sie glauben —"

„Daß es Ihnen Pflicht scheinen konnte, Luisen zu sagen — oder der Mutter?"

„Eben so wenig der Mutter. Ich liebe das Mädchen, Herr von Heider! Sie wird Ihre Frau. Ich verlasse Ihr Haus; das ist, dünkt mich, natürlich, so natürlich, daß unser Gespräch über diesen Punkt geendet seyn muß."

Heider stutzte. „Sie lieben, sagen Sie, das Mädchen, und Ihre Liebe — denn was wäre in Ihrem Herzen nicht Begeisterung? Sie sagen das so kalt? Was kann ich glauben?"

„Daß die aufgegebene Hoffnung —" Hier traten in des Jünglings funkelnde Augen Thränen und Begeisterung.

Heider sann — sann lange; dann stürzte er an seinen Schreibtisch, holte ein Papier, las eifrig, und dann gab er es Gustaven mit den Worten: „Sie kannten Luisen schon?"

Es war ein Brief von Ludolph an Gustav, in dem Anspielungen auf Gustavs Liebe vorkamen, die jetzt Heider leicht errathen konnte.

Gustav sah das Papier, dann Heidern an. Heider sagte: „Den Brief fand Karoline, und gab ihn mir. Sie ahnte die Empfindung Ihres Herzens. Ich nicht; aber jetzt sehe ich deutlich — Herr von Troschke, mich dünkt, Sie sind trotz Ihrer überirrdischen Liebe übler mit des Mädchens Glück ungegangen, als ich mit meiner Liebe. Wäre es meine Tochter — nein, dennoch nicht. Aber dieser Präsident, der lieber seine Tochter in das glühende Bett neben dem Teufel legte, als neben einem Bürgerlichen; Sie haben nicht wohlgethan."

Da erzählte Gustav, wie er mit Luisen bekannt geworden, wie mit Lu-

dolph; daß er alle Hoffnung aufgegeben; daß Heider ihn wieder mit dem geliebten Mädchen in ihres Vaters Hause zusammen gebracht. Er verschwieg nichts, als Luisens Liebe zu ihm.

„Sie verschweigen etwas, mein Freund." Er nahm den Brief Ludolphs, und zeigte auf eine Stelle des Briefs, die auf des Mädchens Liebe anspielte.

Gustav mußte gestehen. Er gestand alles; und Heider glaubte der Versicherung des Jünglings, die er mit der Hand auf dem Herzen betheuerte.

„Und was war Ihr Plan?" fragte Heider mit finstrer Stirn.

„Ich wollte Sie bitten, mich irgendwo zu einer Reise durch Europa vorzuschlagen."

„Und in dieser Brust voll Liebe," sagte Heider, die Hand auf Gustavs Brust legend — „in dieser Brust voll Glauben an höhere Mächte, welche die Liebe beschützen; in dieser Brust voll Stärke, die selbst mit dem Geschick um das Glück, um den Ruhm, um den Lohn des

Lebens zu kämpfen den Muth hat, ist in dieser Brust gar keine Hoffnung mehr? Ist die Verzweiflung, ist dieser stille Trotz nicht eine verkappte Hoffnung?"

„Nein! gar keine Hoffnung! gar keine! Seit ich den Vater kenne, gar keine!"

„Wenn das Mädchen so heiß liebt, wie Sie: gar keine? Ein kühner Entschluß, Troschke —"

„Spotten Sie? ich habe gelernt, die Rechte der Ordnung zu ehren. Wie dürft' ich meinem Vater vor die Augen treten?"

„Ihr Vater, dacht ich, wäre —"

„Hier oder dort, gleich viel! Wie dürft' ich! Nein, Herr von Heider, ich habe die Hoffnung aufgegeben."

„Wackerer junger Mensch! Sie sollen reisen. Sie sollen mit dem Prinzen reisen. Sie müssen reisen. Denn wahrlich, wenn Luise mir fremd wäre, wenn ihr Vater zu verleiten stände, so müßten Sie dennoch die Hoffnung aufgeben. Wenn Sie des Vaters Rechte ehren: warum nicht des Mädchens Rechte, die Rechte

ihres Standes, und die Achtung, die sie fordern soll in der Welt, und die sie nicht fordern könnte, wäre sie Ihre Frau? Jeder Mensch würde Luisens Liebe Sinnlichkeit schelten. Die Treue soll alle Opfer bringen; aber die Liebe nur Eins, was ihrer würdig ist, und wäre sie himmlischer Natur, wie Sie glauben — nur Eins, sie soll entsagen! Meinen Sie nicht, mein Freund?"

„Ich brachte das Eine Opfer, Luise brachte es, ehe die Ehre es forderte, sie brachte es der Ruhe der Mutter schon."

„Sehen Sie, mein guter Troschke, daß die Grundsätze der Welt nicht so schlimm sind? Wir stehen hier auf Einem Punkte: ich auf der dunkeln kleinen Erde, Sie auf einer glänzenden Sonne."

„O Herr von Heider," rief Gustav schmerzlich — „muß ich Ihnen vorwerfen, daß Karoline Ihr Haus in Verzweiflung verließ?"

Heider erschrack; aber er faßte sich. Er sagte lächelnd: „Der Vater hatte das Mädchen fürs Theater bestimmt. Sie

fand in meinem Hause mehr, als ihr bestimmt war. Sie —"

„Mehr, als die Natur ihr bestimmt hatte? Sie fand in Ihrem Hause die Verzweiflung —"

„Ich beleidigte Niemandes Rechte. Sie willigte ein. Der Vater war todt. Keiner unter den Menschen kann vor meine Stirn treten, und sagen: Ich wurde beleidigt!"

In dem Augenblick öffnete ein Bedienter die Thür, und ein junger Offizier trat ins Zimmer. Heider ging ihm mit einem freundlichen Blick entgegen; denn der junge Mann war schöner sogar, als Gustav.

„Hab ich die Ehre, den Herrn von Heider zu sprechen?" fragte der junge Mann, mit einem hohen Ernst. „Den Herrn von Heider auf Rollberg."

„Der bin ich."

„So wünschte ich, Sie auf eine Viertelstunde allein zu sprechen."

Gustav wollte gehen; allein der Ernst des Offiziers war so schneidend kalt, daß

Heider sogleich, aber höflich sagte: „Dieser Herr ist mein Freund. Wenn die Sache also nur mich betrifft, so ersuche ich Sie, in seiner Gegenwart zu reden.“

„Wie Sie wollen, Herr von Heider!“ Der Fremde stützte seine linke Hand auf den Degen, und so in dieser ruhigen Stellung, die aber in einem starken Widerspruch mit dem Gesicht stand, das sich an zu erhitzen fing, hob er an: „Ich nehme Theil, den allerinnigsten Antheil an einem Mädchen, Herr von Heider, das seit vier Jahren in Ihrem Hause lebte, in einer Verbindung mit Ihnen, welche die Welt leicht gut heißen kann; aber — denn nicht wahr, Herr von Heider, das Mädchen war unschuldig, da Sie es kennen lernten? Sie brachten Sie um Ihre Unschuld!“

„Nun zum Teufel!“ sagte Heider, ein wenig verlegen, aber doch lachend — „das geht heute ja Donner auf Donner! Erst der, und nun gar der! Doch ehe wir weiter reden, mein Herr, darf ich Sie

bitten, mir frei zu sagen, welche Art Antheil Sie an dem Mädchen nehmen?“

„Sie lachen, Herr von Heider!“

„In der That, ich lache gern, so lange ich kann; und ich wünschte, hier beim Lachen bleiben zu können. Also?“

„Recht gern! Sie werden zugleich sehen, daß ich nicht etwan Ritterschaft treibe, sondern daß ich ein Recht und die Pflicht habe, mich des Mädchens mit jeder Macht, die ich habe, anzunehmen. Mein Vater war Offizier unter dem hiesigen Militair, und des Mädchens Vater war Stabstrompeter bei seiner Eskadron. Das Regiment wurde reduzirt. Mein Vater wurde ein Bettler. Seine Frau starb vor Gram, nachdem sie mich geboren hatte.

„Der ehrliche Trompeter, der kärglich vom Unterricht in der Musik lebt, ist der einzige Freund, der meinem Vater übrig ist. Er theilt mit ihm seinen Verdienst, alles, was er hat, was er ist, und er ehrt den Mann, den er erhalten muß, noch immer, als ständen sie beide an der Spitze der Eskadron.

„Mein Vater starb, und der Trompeter nimmt die Erbschaft, die ihm Niemand streitig macht, in Besitz, mich, einen Knaben von vier Jhren. Er erzieht mich, wie den Sohn seines Freundes, seines Herrn, wie seinen eigenen Sohn, mit der Liebe eines Vaters, und mit der Achtung, die er dem Sohne seines ehemaligen Herrn schuldig zu seyn glaubt."

Hier fingen an die Augen des Offiziers naß zu werden. Gustavs Augen wurden auch naß, der Herr von Heider hörte mit Rührung zu. Der Fremde fuhr, den Degenknopf fester fassend, fort: „Der Mann entzog seiner Frau und seiner Tochter alles, was nicht Bedürfniß war, um es an meine Erziehung zu wenden. Der junge Herr da," rief er in seinem rauhen Tone der weichsten Liebe — „der muß etwas wissen, um einmal in der Welt etwas Großes zu seyn. Ich und ihr nicht! Wir können uns behelfen. Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich der Rührung nachgeben muß! Er war mein Vater!"

„Da ich zehn Jahr alt war, stand der alte Mann, der im schönen, menschlichen Stolz oft sagte: „Ich will Gott danken für alles Gute, das er mir gethan, und verlangt er's, auf den Knieen; aber betteln kann ich nicht, das weiß Gott schon ohnehin! Wie er es schickt, will ich's tragen;" dieser Mann, eben dieser Mann stand jetzt alle Morgen eine Stunde in dem Vorzimmer des Kriegsministers, der Generale, um mir eine Freistelle in einer Militairakademie zu erbetteln. Für meines Rittmeisters Sohn, o alle Welt! kann ich's, rief er zürnend.

„Machte ihm seine Frau eine Vorstellung, daß ja Karoline auch seine Tochter wäre, so rief er: „Ja! Gott weiß! ja! Aber der junge Herr da — oder meinst Du, ich werfe, was ich thue, ins Wasser? meinst Du? der junge Herr da, wenn er einmal ist, was ihm gebührt zu seyn, ein vornehmer Mann, wird dir's, oder dem Kinde da, unsrer Karoline vergelten. Es wird sie Niemand schief ansehen dürfen, so ist er mit dem Degen

heraus, wie sein Herr Vater seliger, mein gnädiger Rittmeister.“ Nein, Herr von Heider, gelogen hat er nicht, der edle Mensch! — —

„Aber er bettelte vergebens in den Vorzimmern; vergebens bettelte er auf der Parade, die er nie versäumte, den Fürsten für mich an. Ich war vierzehn Jahr, und noch immer war er es allein, der mich liebte und schützte. Da sprach er einen Offizier, der ehedem bei dem Regiment gestanden hatte, und in russische Dienste gegangen war. Er bettelte auch bei dem für mich. Der zog seine Börse. „Herr,“ rief der Trompeter — „Geld will ich nicht. Der Sohn meines Rittmeisters ist kein Bettler, so wenig als ich. Ich will Vorsprache, daß er in Dienst kommt, wohin er von Gottes und Menschen wegen gehört.“

„Der Offizier wendet sich, von dem alten rauhen Mann begeistert, an den russischen Gesandten, und ich werde angestellt als Kadett auf der russischen Flotte, die in Lübeck liegt.

„Mein Vater ist selig, wie ein Gott. Er läuft im Hause umher, um zu sehen, was er alles verkaufen kann, um mich zu equipiren. Er macht sich zum armen Mann, damit ich als ein reicher Kadett in Lübeck erscheinen soll. Er kommt jauchzend zu Hause, weil er seine Uhr theuer verkauft hat, die der ehrgeizige Mann als das Symbol seines Standes ehrt, und endlich stehe ich in der russischen Seeuniform vor ihm. Vor Freude zitternd, will er mich nun umarmen; aber nein, er zieht seinen Hut, und sagt: „So Ihr Gnaden! so! Junger Herr! ich habe Dich groß gezogen, wie es meine Schuldigkeit war, das weiß Gott! Nun zieh hin in die Welt, und mache Deinem Vater Ehre in der Erde und seinem Namen, den die Armee mit Respekt nennte, obwohl er hernach reduzirt wurde. Und heute will ich Dir Deine Erbschaft übergeben."

„Er schloß einen Schrank auf, brachte mit einer alles, seinen starken Muth, überwältigenden Rührung meines Vaters Säbel und die Schärpe hervor. Er küßte

unvermerkt die Schärpe. Er zog den Säbel aus der Scheide, und steckte ihn seufzend wieder ein. „„Da nimm hin, junger Herr, Deines Vaters Säbel! Gebrauche ihn für Deinen Herrn und Monarchen, und gegen seine Feinde, wie ein braver Edelmann!“

„„Und für Gott und Deinen Glauben!“ fiel meine Pflegemutter weinend ein, die besorgt um mein Lutherthum war.

„„Dummes Zeug!“ rief mein Vater. „Gott braucht keinen Soldaten, und der Glaube auch nicht. Für Deinen Monarchen und gnädigen Herrn gebrauche ihn, und für Deine Ehre, und — ja! — für jeden Unglücklichen, den Dein Arm retten oder rächen kann. Das versprich mir auf Kavalierparole!“

„Ich versprach es weinend, schluchzend. Denn ich war im Innersten erschüttert.

„„Und bin ich todt,“ fuhr er fort — „so erinnere Dich da Deiner Mutter, und da Deiner Schwester Karoline, wenn Dir's wohl geht, junger Herr! Ich

habe das Mädchen da in allen Ehren erzogen. Sie singt, sie versteht die Musik. Gott Lob! Denn ich alter Kerl fühle in diesem Augenblick, daß mir Gott bald meinen ehrlichen Abschied geben wird. So sey Du ihr Vater, junger Herr, und leide nicht, daß sie mein graues Haar beschimpft, oder daß ein anderer sie beschimpft. Versprich mir das! Auf Deine Ehre! Junger Herr!"

„„Auf meine Ehre, Vater!" rief ich und legte die Hand an das Gefäß dieses Degens, dieses! Es ist derselbe, den mir der ehrliche, edle Trompeter gab, und den mein Vater getragen hat."

Hier stand die Thräne in dem blitzenden Auge des jungen Mannes, seine Brust hob sich hoch, die Wange erglühete. „Sehen Sie, das ist der Theil, den ich an dem Mädchen nehme," hob er wieder an. „Sie verführten das Mädchen, die Tochter des alleredelsten Menschen, meines Vaters. Sie verführten meine Schwester. Hier steht ihr Bruder vor dem Ver-

führer, entschlossen, o Himmel! fest, fest entschlossen —"

„Ich muß Sie bitten, mein Herr," sagte Heider — „so viel sich's thun läßt, ruhig zu bleiben. Um Vergebung, wie ist Ihr Name?"

„Major Sommern."

„Ich sehe, warauf das hinaus laufen kann, wird, muß sogar," sagte Heider sehr kalt. „Aber es will mir vorkommen, Herr Major, daß ich sowohl als Sie etwas anders thun sollten, als — Man schlägt sich, man umarmt sich, nach alter Sitte, für ein Nichts, für weniger als Nichts. Ich habe Sie nicht beleidigt, Sie mich nicht. Die Sache scheint mir sogar ernster, als daß sie mit einer armseligen Schlägerei abgemacht seyn könnte. Ihre Begebenheit hat mich gerührt. Und doch sehe ich wiederum nicht, Herr Major, nicht mit allem Witz, wie dem abzuhelfen ist."

„Der Witz soll auch hier nicht entscheiden, Herr von Heider, dünkt mich, sondern das Herz, das Recht. Sie haben

Recht, Herr von Heider, eine armselige Schlägerei wird diese Sache nicht endigen. Aber geendigt muß sie werden, so lange ich fühlen und vertheidigen kann, daß der Verführer der Unschuld der Unschuld den vollsten Ersatz schuldig ist."

„Und dieser Ersatz wäre, Herr Major?" fragte Heider neugierig.

„Dem verführten Mädchen die bürgerliche Ehre zurückzugeben."

„Das hieße, ich sollte sie heirathen?" fragte Heider mit Lebendigkeit.

„Ich habe Ihnen nichts vorzuschreiben."

„Aber doch hieße es, ich sollte sie heirathen? Sehen Sie, Herr Major, da haben wir die Armseligkeit, uns die Hälse zu brechen, wenn Sie darauf bestehen. Ich muß das Ihrem Bedenken überlassen, Herr Major! Freilich ist es seltsam genug; Der da sagt mir, daß er meine Braut liebt; und Der da, daß ich heirathen soll, die ich nicht liebe; und beide ein Paar Apollos, die man nicht schöner aus der Tiber herausgefischt hat. Bis auf meinen

Namen, Herr Major, habe ich dem Mädchen, zu dessen Beschützer Sie das Schicksal mir zum Possen gemacht hat, alles gegeben, was ich meiner Frau nur geben konnte: Liebe, ich hätte gewünscht, sie wäre ewig gewesen, daß Der da sie hätte gebrauchen können; den Genuß eines schönen Lebens gab ich ihr: ist das nichts? Bildung, Herr Major, ich habe die Statüe, wie Pygmalion, erst geliebt, dann belebt: ist das nichts? Ich habe, da sie mich verlassen wollte, ihr ein sorgenfreies Leben mitgegeben. Sie wurde mir ungetreu. Sie liebte Den da. Ich hätte gewünscht, sie glücklich zu sehen. Zum Henker, ich denke, ich habe viel für das Mädchen gethan, ohne gerade noch für sie Jemanden den Hals zu brechen, oder meinen brechen zu lassen!"

Hier schwieg Heider. Der Fremde sagte nicht ein Wort.

„Sie haben, Sie, Herr Major, eine eigene Manier, Menschen auf die Folter zu spannen!"



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„Ich habe meine Manier, Herr von Heider!“

„Nun wohlan denn, Herr Major, ich sehe, den Knoten muß der Degen lösen; was das Mädchen davon hat, wenn es Sie verliert oder mich, sehe ich zwar nicht!“

„Herr von Heider, Sie finden, seh ich, die Sache lustig; ich nicht. Sie finden, Sie haben dem Mädchen wohl gethan; ich nicht. Sie halten die Sache für eine Armseligkeit, die mit einer andern Armseligkeit abgemacht werden kann; ich nicht. Lebte der Vater des Mädchens noch, so stände der jetzt vor Ihnen, und Sie wären noch zu der Armseligkeit gezwungen, den Vater des Mädchens, dem Sie die Ehre nahmen, zu ermorden, oder das graue Haupt Ihres Mörders unter des Henkers Beil zu bringen. Der Bruder des Mädchens lebt,“ fuhr der Major mit blitzenden Augen fort — „und dieser Bruder versprach dem edeln Vater, Vaterstelle an der Tochter zu vertreten. Mein Herr, ich kam hierher, fest entschlossen, dem

Mädchen meine Hand, mein Glück, meinen Namen zu geben; und Sie haben meine Braut entehrt. Ich fordere von Ihnen — und an diese Forderung setze ich tausend Leben, wenn ich sie hätte — Sie sollen dem Mädchen, das Sie entehrten, die Ehre zurückgeben. Lebte der Vater noch, so stände er hier, und jagte dem Verführer der Tochter eine Kugel durch das Gehirn, das an keine Verbrechen glauben will, die der reiche Uebermuth belächelt. Bedenken Sie, mein Herr, ich stehe an der Stelle des Vaters hier!"

Die Blicke des jungen Mannes wurden furchtbar. „Um Gottes willen," rief Gustav, sich ihm nähernd — „was wollen Sie thun?"

„Fort von mir!" rief der Major — „nicht in meine Nähe! Ich will einem Manne zeigen, daß er nicht alles thun darf, weil er reich ist, und der Günstling eines Fürsten! Ich will ihm zeigen, daß die hülflose Unschuld zuweilen einen Rächer findet, der selbst den Namen Mörder

ehrenvoll findet, gegen den Namen, den dieser Mann trägt!"

„Mörder?" rief Gustav, sich zum zweiten Mal dem Major nähernd — „nein! nimmermehr! so lange ich lebe!"

„Fort! fort! aus meiner Nähe!" rief der Major mit furchtbarer Stimme — „oder Ihr zwingt mich!" Er riß seine Uniform auf, und eine Pistole aus dem Degengurt. „Ein Meuchelmörder bin ich nicht; obgleich wenn ich's wäre, war es dieser Mann nicht auch? Ein Meuchelmörder bin ich nicht! Aber wenn er denkt, diese Scene soll sich endigen wie eine Komödie, so irrt er!"

Er zog eine zweite Pistole aus dem Gurt. Er hielt sie Heidern hin. „Wählen Sie! Sie sind gut geladen, jede mit zwei Kugeln. Einer von uns beiden geht aus diesem Zimmer nicht wieder. Sie haben den ersten Schuß. Schießen Sie!" Er drehete ihm die Brust entgegen. Erhob Heider die Pistole, so berührte ihre Mündung die Brust des Majors, so nahe standen sie.

„Nein!“ rief Heider, und ließ die Pistole sinken — „sein Mörder will ich nicht seyn.“ Diese Worte sagte er noch kraftvoll; aber dann hatte doch die Scene seine Stärke verzehrt. Er hielt sich ermattet an einem Stuhle; aber ohne einen Schritt zurück zu gehen. „Ich bin in Ihrer Gewalt, Major, rächen Sie sich!“

„Alle ihr hohen Mächte des Himmels! Ich muß! und ich will die blutige That vor dem Stuhl der ewigen Gerechtigkeit verantworten! Wäre ein Richterstuhl auf der Erde, der — nein, ich muß!“

Sein Auge flammte, sein Gesicht war mit der dunkelsten Röthe bedeckt, die Brust hob sich gewaltsam. Er erhob das tödtliche Gewehr. In dem Augenblick sprang Gustav vor die Mündung, nach der Pistole greifend. Der Schuß ging los, drang in Gustavs Schulter, und warf ihn zu Boden.

„Auf Deinen Kopf dieses Blut!“ schrie der Major, und zog den Säbel.

Aber Heider warf sein Gewehr zu Boden, und stürzte über Gustav her, rufend: „So ermorde auch mich; und gibt's eine himmlische Gerechtigkeit, so bin ich versöhnt, und Du bist der Mörder!"

Erblaßt, zitternd stand der Major, schwankend in dem blutigen Vorsatze. Gustav aber raffte sich empor: „Ich bin nur leicht verwundet!" rief er, und in dem Augenblicke hatte er den Major entwaffnet. „Seyd Ihr wilde Thiere, so zerfleischt Euch; seyd Ihr Menschen, so hört mich!"

Der Major trat erschöpft an ein Fenster, sich zu erholen. Heider verband Gustavs Wunde, die nicht bedeutend war. Dann wendete sich der Major zurück an Heider. Er fragte ruhiger: „War das Mädchen unschuldig, da Sie es kennen lernten?"

„Ja," sagte Heider —, „sie war unschuldig!"

„Verführten Sie oder die Liebe das Mädchen?"

„Ich war Ihr Verführer, das gebe ich zu, und ich erbiete mich zu jeder Genugthuung, die — gerecht ist.“

„Gerecht, Herr von Heider, ist die, die der Major fordert,“ sagte Gustav, seinen Arm um Heider schlagend.

„Auch Du, Du? auch Du, mein Freund? Du, meines Lebens Retter?“

„Und so lange in diesem Arm,“ rief der Major — „Leben genug ist, ein Gewehr zu halten, so fordere ich von Ihnen die Ehre meiner Schwester!“

„Zwingen?“ rief Heider — „das eben ist's! Zwingen soll mich kein Mensch! kein Engel! kein Teufel! Major, ich habe nicht gezittert vor dem Tode. Ich stand wie ein Mann! Stand ich so? Reden Sie!“

„Das thaten Sie!“ rief der Major und Gustav.

„Gut denn! so kommen Sie in vier Wochen zu mir, und Sie sollen meinen Entschluß wissen; aber, und brächten Sie die Hölle und den Himmel zu Ihrer Hülfe mit, nicht eine Stunde früher!“

„Gut, in vier Wochen; rechnen Sie auf mich.“ Er steckte seinen Säbel ein, um zu gehen.

„Und daß diese seltsame Stunde ein Geheimniß bleiben muß —“

„Sie ist meine Schwester, sorgen Sie nicht!“ Er ging.

Heider ging nun pfeifend im Zimmer umher, wischte mit seinem Taschentuche die Tische ab, öffnete ein Fenster, verschloß es wieder, und sagte dazwischen: „Ohne Sie, Troschke, läge ich jetzt hier, kalt, erstarrt, todt! Erschossen von diesem kalten, heißen Satan von Menschen, der, ich glaube, den Teufel an die Hörner faßte. Und doch weiß ich nicht, ob ich Dir danken soll! Denn da sitze ich nun jetzt, in der verteufeltsten Klemme, in der je ein Mann von Ehre gesessen hat. Aber ich bitte Sie, Troschke, reden Sie doch! Nicht wahr, ich war ein Mann? Ich stand vor der Mündung des tödtlichen Gewehrs, zwei Zoll von meinem Herzen. Zitterte ich? Reden Sie! Habe ich nur mit

den Augen gewinkt? habe ich die Farbe verändert? reden Sie!"

„Da Sie die Pistole sinken ließen, weil Sie sich Ihrer Schuld bewußt waren, da waren Sie ein Mann."

„Der Schuld bewußt? Welcher Schuld? Ich bin nicht böse; aber Niemand soll mich bereden, daß ich schuldig bin, nicht dieser Mensch, der ganze Batterien von schwerem Geschütz über die Lippen statt Worte wirft, der feuerspeiende Berge und Erdbeben wie Schneeflocken aus seinem Munde fallen läßt!"

„Er prahlte nicht, Herr von Heider! Er war kalt und entschlossen. Er war ein Mann!"

„Nicht kälter als ich, nicht entschloßner als ich. Er würde mir kein Ja abgedrungen haben, und hätte seine Hand Zeus-Blitze geführt. Meinen Sie nicht, daß er seine Rolle einstudirt hatte, wie ein tragischer Schauspieler seine Beschwörungsformeln? Aber ich war ein Mann; war ich nicht?"

„In der That, das waren Sie! Aber ich bin überzeugt, er war eben so gut ein Mann, und ein edler Mann."

„Nun zum Teufel! wäre er der nicht, so — Ich fürchte ihn nicht, Troschke; aber — auch Sie waren ein braver Junge, dem rasenden Menschen vor die Pistole zu springen! Ich bin in einer vertrakten Lage, das glauben Sie mir! Und diese Karoline, sie singt wie ein Engel! Ich habe nicht gewußt, wie viel sie mir war, als seit ich sie nicht mehr habe."

Heider zitterte vor diesem Major und seinem Schwure, des Mädchens Ehre zu rächen. Er sah, dem Tode konnte er nicht entgehen. Es blieb ihm in der That nichts übrig, als das Mädchen zu heirathen. Aber er scheute nichts mehr, als die Schande, sich dazu gezwungen zu sehen.

Er fragte noch wohl hundertmal Gustav: „Habe ich nicht gestanden wie ein Mann? habe ich gezittert vor dem Tode? reden Sie!" Und nachdem er den Tag mit diesen Fragen zugebracht und doch

immer wieder auf Mittel gesonnen hatte, der Heirath oder der Schande, dazu gezwungen zu seyn, zu entkommen, so ließ er den andern Morgen anspannen. Er bat Gustav, mit ihm einzusteigen. Der Wagen hielt am Abend vor dem Hause, wo Karoline wohnte. Er brachte das Mädchen unter einem Vorwande an den Wagen.

Er hob sie hinein, der Wagen rollte davon. Am Morgen war er auf seinem Gute. Das Mädchen war außer sich vor Erstaunen. Sie wurde noch bestürzter, da Heiders Prediger in das Zimmer trat. Sie wurden kopulirt.

„Da begriff Karoline alles. „Der Major Sommern!" rief sie. „Herr von Heider, glauben Sie mir, ich wollte es nicht. Der Major wollte es. Sie haben hoffentlich die Scheidung schon besorgt, wovon der Major sagte?"

„Scheidung? was sagte der Major davon?" fragte Heider. Karoline erzählte: der Major hätte nur darauf gedrungen, Heider sollte Karolinen

seinen Namen geben. Gegen die nachherige Scheidung der Ehe hätte er nichts.

Heider, der bisher alles mit einer sehr krausen Stirn getrieben hatte, wurde auf einmal heiter. Er sandte Gustav wieder in die Stadt, um den Major nach Verlauf der vier Wochen hierher zu bringen. Der Major kam früher. Er stürzte mit einem drohenden Gesicht zu Heider ins Zimmer. „Karoline ist entführt, Herr von Heider, und bei Gott, Sie sind der Entführer!"

„Errathen, Herr Major! der Entführer, und noch mehr bin ich, Karolinens Mann. In dem Kopfe des Mädchens, oder vielleicht auch schon im Herzen des Mädchens, spukte eine Leidenschaft zu dem jungen Manne, den Sie bei mir sahen, und die ich überraschen mußte, sollte das Mädchen nicht Nein sagen. Ich entführte sie, und ehe sie Zeit hatte, sich zu besinnen, stand sie mit mir vor dem Altar."

Heider öffnete ein Zimmer, in dem Karoline war, und ging einen Augen-

blick zurück, um seinen Leuten etwas zu bestellen. Der Major hörte von Karolinen, daß sie Frau von Heider war; aber über die bevorstehende Scheidung war sie vollkommen ungewiß. Heider hatte sich darüber gar nicht erklärt. Der Major wollte von der Scheidung anheben. „Das, mein Herr Major," sagte Heider mit blitzenden Augen — „gehört nur zwischen uns."

Er führte ihn auf sein Zimmer. „Nun, mein Herr," sagte er, zwei Pistolen hervorholend — „stehen wir auf eben dem Punkte, wo wir standen. Sie verlangen eine Scheidung von meiner Frau; hier" — er zeigte auf die Pistolen — „hier liegt das Mittel, das einzige Mittel, mich von ihr zu scheiden. Frisch, mein Herr! ich fordere Sie, Sie haben den ersten Schuß."

Der Major erstaunte. Er trat zurück. „Sie wollen Karolinen behalten, Herr von Heider?"

„Nun denn, ja! Wozu hätte ich sie sonst entführt? das Mädchen wollte nicht

— eine Leidenschaft — doch das wissen Sie schon. Zum Teufel, Herr Major, Sie thun wohl, wenn Sie sich nicht in solche Sachen mischen!"

„Mein Gott, worüber haben wir denn gestritten?"

„Das frage ich Sie. Karoline ist meine Frau, und wird es bleiben."

Der Major erstaunte noch mehr. Er begriff nichts von der Sache. Karoline wußte eben so wenig eine Erklärung. Sie gab dem Major die Versicherung, daß Heider sie über alle ihre Hoffnung gütig behandele.

Die Sache war abgemacht. Heider hatte den Wunsch erreicht, den Major zu bereden, daß er nicht gezwungen, sondern gern Karolinen seine Hand gegeben. Er berief sich immer mit räthselhaften Ausdrücken auf des Mädchens Leidenschaft, die Karoline mit ihrem Erröthen und Seufzern zu gestehen schien, wenn der Major sie fragte.

Der Major reiste zufrieden ab. Niemand wußte den Gang der Begebenheit,

als Gustav allein; und Heider hatte die Genugthuung, daß Gustav selbst gestand, er hätte dem Tode gestanden, wie ein furchtloser Mann, und hätte die Sache geendigt, wie ein edler Mensch! Das wollte Heider.

Er schrieb dem Präsidenten, daß er seine Frau, die er für todt gehalten, unvermuthet wieder gefunden hätte. Er ließ Karolinen auf seinem Gute. Er kündigte in der Residenz seine Verbindung mit dem Fräulein von Sommern an. Das alles that er mit einer so großen Freimüthigkeit, daß Niemand ihn errieth. Gustav hatte versprochen, niemals über die Sache zu reden.

„Und nun Sie?“ hob er an — „lieber Troschke, Sie? Gestehen Sie nur, daß in Ihrem Herzen wieder eine Hoffnung empor gekeimt ist, seit ich — verheirathet bin. Sie lieben des Präsidenten Tochter? Hm!“

„Daß ich sie liebe, wissen Sie. Daß ich meine Hoffnungen aufgegeben — auf-

gegeben? Ich hatte keine. Ich hatte keine."

„Gut; aber ich gebe Ihnen Hoffnung, Troschke! Ich bin nicht, wie Sie, ein Prophet, ein Schwärmer, ein Träumer; aber ich bin nicht undankbar. Und daß ich lebe, Troschke, dank ich Ihrer Großmuth, Ihrem Muthe. Der Fürst ist mein Freund, der Minister auch, darauf läßt sich viel, sehr viel machen, denk ich. Ich gebe Ihnen Hoffnungen. Freilich, darüber können noch Jahre weglaufen; und Sie müssen ja wissen, wie lange Ihre ewige, unaussprechliche Liebe dauern kann. Das erste ist, Sie müssen zum Präsidenten zurück, und die Liebe des Mädchens und ihr Wort, auf Sie zu warten, suchen. Und das ist leicht."

Diese Vorstellung pumpte alles Blut in Gustavs Wange. Heider redete mit einer Art Rührung. Der Weg, den er ihm zu seinem höchsten Glücke zeigte, schien ihm so gebahnt, so kurz, so sicher, daß er sich schon in dem Arme des theuren Mädchens sah. „Ist es möglich?" rief

er

er und warf sich mit hervorquillenden Thränen an Heiders Brust. Er war außer sich.

„Recht wohl möglich, lieber Freund, wenn Sie anders wollen! Sie treten auf den Schauplatz der großen Welt und der Geschäfte; der großen Welt, merken Sie wohl! nicht Ihrer unendlichen Welt, deren Eingang die beiden Traumpforten aus dem Homer sind, sondern einfach der großen Welt, die Ihnen freilich zuweilen ein wenig klein, kindisch, zuweilen niedrig vorkommen wird. Es wird auf Sie ankommen, ob Sie Ihr gutes Glück nutzen werden. Die Träume Ihrer frühen Jugend auf dem Lande, die Weisheit Ihrer Katheder, die nichts kennen als Eine Linie, die schnurgerade des Rechts, müssen Sie fahren lassen. Das alles ist recht hübsch, klingt recht erhaben; aber führt weder zu Ehrenstellen, noch zu Luisen. Sie werden finden, daß man ein rechtlicher Mann seyn kann, auch auf einer andern Linie, als der geraden. Ich lebe seit zwanzig Jahren nach diesen Grundsätzen, und

ohne, daß ein Mensch mir einen Vorwurf machen kann."

Hier seufzte Gustav; denn er dachte an Karolinen, an den Major; aber er schwieg doch.

Heider fuhr fort, mit einer großen Freundlichkeit ihm das Leben, das große Leben vorzumahlen, das ihm allein die Hand der geliebten Luise verschaffen könnte; und um jedem Einwurf zuvorzukommen, machte er ihm Luisens Besitz so gewiß, so nahe, daß Gustavs Hoffnung immer höher stieg.

Es war wirklich Theilnahme an Gustavs Glück; denn Heider fühlte in der That recht innig, daß er ohne Gustavs rasche Großmuth nicht mehr lebte; aber Herr von Heider war doch auch gewohnt, mit einem Schlage mehr Fliegen zu schlagen. Er war von dem Präsidenten beleidigt. In der Hitze über die Zerstörung seines Plans antwortete der Präsident zwar höflich, aber spitz. Er ließ ein paar sehr harte Worte fallen über des Herrn von Heiders unwürdige Verbin-

dung; denn der Präsident eben kannte Karolinens Geburt.

Heider war nicht rachsüchtig, aber desto eitler; und so bestimmte er für Luisen Gustav, um dem Präsidenten seinen Hohn zurückzugeben. Das wußte Gustav nicht, sonst hätte er sogleich die ganze Sache abgebrochen. Er ging mit der Brust voll großer Hoffnungen in den Garten. Er fand alles um desto leichter, je mehr er dem Gedanken nachhing. Er sah sich schon, und zum Heil des Landes, auf dem hohen Posten der Ehre und des Ruhms, von dem Vaterlande angebetet, und in den Armen Luisens belohnt.

Er stutzte nur ein wenig bei der Idee, daß er hinter dem Rücken des Vaters sich um das Versprechen der Tochter bewerben sollte. Er ging wohl darüber weg, aber immer kam der Gedanke zurück, und füllte seine Brust mit Schmerz, mit dem doppelten Schmerz des Unglücks und des Unrechts. Er mußte ihm endlich Gehör geben.

Er zog seiner Schwester Briefe hervor, er las seines Vaters Nachschriften,

und nun war er fest entschlossen, Luisen nicht wieder zu sehen, ohne die Erlaubniß des Vaters. Dann erst fiel er auf die kleine Rede, die ihm Heider über die große Welt gehalten hatte, und er fand mit Schrecken, daß sie das Opfer seiner Grundsätze forderte.

„Gib lieber Deine Hoffnung, Dein Glück hin, Gustav," schrieb sein Vater — „als einen Grundsatz, auch den kleinsten. Wer den kleinsten Grundsatz hingibt, der gibt auch den größten hin, wenn nur das Leben ihm dafür eine größere Hoffnung bietet. Wer mit der Tugend um die kleinste Nachgiebigkeit handelt, ist feil für jedes Verbrechen, wenn ihn auch das Leben nicht auf die Probe stellt. Das allein ist Tugend, an seinen Grundsätzen durchaus fest hängen. Ein Schurke geht oft schuldlos durch ein ganzes Leben, weil nur das Glück ihm kein Verbrechen entgegen führt."

Das las er, und er sah, daß er sehr wohl in den Fall kommen könnte, seine Laufbahn verlassen zu müssen, mitten auf

dem Wege zu seinem Glücke. Es that ihm weh, ach schmerzlich weh! den Plan seines Freundes aufgeben zu müssen; aber er mußte.

Er bat Heidern, ihn bei dem Minister anzubringen. Er schlug es aus, Luisen zu sehen und ihr seine Liebe zu entdecken. Er sagte Heidern, warum. „Ich will sehen, wie weit ich mit Ehre auf dem Wege des Glücks kommen kann, Herr von Heider! Aber ich muß sogleich zurücktreten, so bald man mich zu irgend einem Unrecht gebrauchen will.“

„Mein Gott, Freund!“ rief Heider ungeduldig — „so suchen Sie doch die Menschen zu beherrschen, damit Sie Herr werden, das Unrecht zu hindern!“ Aber er konnte den Jüngling nicht von der Stelle bewegen.

„Das wird sich finden,“ sagte Heider. Im Gehen aber bewunderte er doch den Jüngling, der die höchste Leidenschaft aufgab, um des Rechts willen. Gustav gab die Hoffnung nicht auf, auf dem schnurgeraden Wege Luisens Hand zu

erhalten; und so trat er mit einem frohen Herzen, mit einer muthigen Seele, als Kabinets-Sekretair des Ministers von Drakensten in seine Dienste und in sein Haus.

---

## Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Ich bin recht böse, lieber Oheim; mir will gar kein Abenteuer aufstoßen, und ich bilde mir ein, ich wollte mit meiner guten Laune und meinem festen Sinn mit Jedem fertig werden. Ich bin gewiß, lieber Oheim, daß in dem versiegelten Papier, das mein Vater mir gab, und das ich Ihnen aufheben soll, ein Geheimniß steckt, aus dem vielleicht ein Dutzend Abenteuer hervorsprängen, wenn ich es öffnen dürfte. Ich schleiche auch drum her, wie ein Kätzchen um das Vogelbauer, das ihr zu hoch hängt. Aber seyn Sie

unbesorgt! Vor dem Gemählde, das mir mein Vater gab, stehe ich manche Stunde, und betrachte es, und sinne, ob nichts aus dem Gemählde herauszubringen ist.

Die Aehnlichkeit der Frau auf dem Gemählde mit Rosalien wird immer sprechender, je öfter ich es betrachte. Meine Mutter ist es nicht. Der Kleidung und besonders dem Kopfputz nach, muß sie meines Vaters Tante oder Mutter seyn. Mutter! Mutter! und die Freiherrnkrone oben auf der Fassung, und die kostbaren Perlen, und die Brillanten rings um! Sehen Sie, daß ich dem Geheimnisse in dem Papiere richtig auf der Spur bin! Meine Großmutter, eine vornehme reiche Dame, heirathet einen armen Bürger, und diese Verbindung schloß die Liebe. Ihre Enkelin hingegen, die Tochter eines armen Landgeistlichen, aber ein Mädchen mit einem recht adelichen Sinne, Namens Julie, — was wollte man sagen können, Oheimchen, wenn die wieder in der Großmutter Stand auf eben dem Wege zurück ginge?

Die Liebe ist, sagt man, ein eigenes Ding, besonders für Dinger in meinem Alter. Aber fürchten Sie nichts, liebes Oheimchen, ich kenne mein Sittenbüchelchen, welches lehrt, welche Mienen, welche Worte, welche Farbe, welche Stellungen ein ehrsames Mädchen zu machen hat in allerlei Verlegenheiten, es sey bei Heirathen, Gevatterschaften, Leichenbegängnissen, Gesellschaften und Vorfällen aller Art. — So heißt der lange Titel eines Büchleins in Regensburg gedruckt, das ich neulich einem armen Knaben abkaufte, der damit und mit Hemdeknöpfen, mit bleiernen Ringen, Fingerhüten, Nadeln im Lande umher hausiren ging. Und dann, Oheimchen, habe ich zweitens an meiner fröhlichen Laune, die in jedes Trauerspiel ein kleines Lustspiel hinein arbeitet, einen guten Genius, der fast so gut ist, als mein Sittenbüchlein; und die Frau von Wolf, die ich in zweifelhaften Fällen um Rath frage, meint, die Liebe könne in der ersten Periode — denn wir theilen die Zeit der Liebe in vier

Jahrszeiten — der schlimmsten, das Lachen nicht ertragen. Und so — desto mehr lache ich!

Denn sehen Sie, mein lieber Oheim, ich sitze mit der Frau von Wolf unter der großen Linde, beide an nichts denkend, tritt daher der einzige Erb und Sohn der Frau von Wolf, mit einem langen Zwikkelbart, und ein Paar schwarzen gefährlichen Augen, die aber über der Adlernase recht hübsch ließen, so wie die Nase über einem feinen Munde auch nicht übel ließ, eben so wenig, als der ganze Kopf auf einer hohen schlanken Gestalt. Einzeln hätte alles mir nicht so gefallen.

Gefallen? mir gefiel nichts an ihm, als seine ehrerbietige Stellung, womit er seiner Mutter zu Füßen sank, und mit einem Basse, als ob er seine Kompagnie kommandirte, sagte: „Mutter, hier ist ihr Karl! Invalide, auf halben Sold gesetzt, und mit der Laufbahn der Ehre ist's zu Ende!“

Erst sprach das Mutterherz: „O mein Karl! mein Sohn! Gott Lob,

daß Du hier bist, lebend! Ich vermuthete fast, was ich nicht wissen sollte, daß Du in östreichische Dienste gegangen. Ich danke Gott, daß Du hier bist!“

„Ja, Mutter, hier bin ich, Hauptmann, mit einem Orden und einem lahmen Arme!“ Er hob den linken Arm ein Wenig auf. Es war etwas Seltsames in dem Ton, womit er alles sagte, eine Resignazion, Bitterkeit, Spott, Lachen.

Sein Reitknecht hielt mit den Pferden hinter ihm. „Der Bursche,“ sagte er — „fand mich unter den Todten auf dem Schlachtfelde und trug mich, der von nichts wußte, eine Meile weit, unter den fallenden Kugeln, verpflegte mich, und hat weder Orden, noch halben Sold, nichts, als mich, armen Teufel.“

Er sagte das so fast lustig hin, Oheim; aber mir gefiel die Manier. Endlich that er mir die Ehre, mich anzusehen. Ich machte ihm eine tiefe Verbeugung. Sie sehen, daß ich meinem Büchlein nichts vergab, und hustete statt zu lachen, wenn er etwas Lustiges sagte.

Wir, Er und Ich, — wurden nun Wandnachbaren, was nicht anders ging, so daß ich jeden seiner Seufzer hören konnte, und jedes Selbstgespräch, worin er recht fleißig war. Von diesem Verhältniß sagte aber mein Sittenbüchlein nicht ein Wort; und ich denke, lieber Oheim, wenn es etwas zu schelten giebt, so ist diese Wandnachbarschaft Schuld; denn ich konnte jedes Gespräch hören, was der arme Karl mit seinem Reitknecht führte, wenn der zum Rapportiren zu seinem Herrn hinauf kam; und diese Gespräche, die recht oft in Nichts bestanden, als ein Hm! von ihm und Hm! von dem, hatten doch etwas Rührendes; denn hatte der Reitknecht die Thür zugemacht, so sagte der Herr, gewiß die Augen trocknend; denn der Ton, womit er es sagte, erforderte nothwendig diesen Gestus, er sagte: „Die ehrliche Seele! o die gute Seele!" Und seh ich den Reitknecht von ihm über den Saal gehen, so sagte der: „Hätte ich doch seinen Arm! Ich!" Und er trocknete ebenfalls das Auge.

Sehen Sie, so fing sich an, was man, wie ich nachher merkte, einen Liebeshandel nennen könnte. Uebrigens, wenn er und ich zusammen allein waren, ging alles im sehr gewöhnlichen Gang. Er drehete seinen langen Schnurbart zwischen den Fingern, und erzählte mir zum tausend und einmal, wie ihn sein Reitknecht vom Schlachtfeld weggetragen. Die Erzählung war dieselbe; aber der Ton, mit dem er erzählte, sein Blick dabei, gab der kleinen Geschichte allemal eine neue Rührung.

Sehen Sie, Mütterchen wurde nun krank, lieber Oheim, und ich war Krankenwärterin. Und da die Krankheit nicht gefährlich, sondern nur langweilig war, so mußte ich der Frau von Wolf vorlesen. Der Hauptmann kam von ohngefähr dazu. Ich hörte auf; da er aber gar nicht sehr gesprächig ist, es sey denn, er erzählt seines Reitknechts Großmuth, so bat mich die Mutter, fortzufahren. Ich las, und er, der gar nicht viel gelesen,

hörte aufmerksam zu, seinen Blick auf meinen Mund geheftet.

Sobald ich wieder anfing zu lesen, kam er sogleich, setzte sich gegen mich über, und betrachtete mich. Er sagte nicht ein Wort, Böses oder Gutes, zu dem, was ich las. Aber des jungen Hauptmanns Gesicht, lieber Oheim, war ein wahres Wetterglas seines innern Menschen, und dessen, was ich las. Funkelten den Helden im Buche die Augen, so funkelten sie dem gegen mir über auch, aus Zorn oder Liebe. Mißfiel ihm etwas, so trommelte er mit den fünf Fingern einmal auf den Tisch. Mißfiel ihm etwas sehr, so konnte er aufspringen und einen Fluch dazwischen rufen.

Bei allen Zügen der Treue, der Großmuth, selbst, Oheimchen, bei den feinsten Zügen der zartesten Menschlichkeit, die vorkamen, durfte ich nur vom Auge das Buch erheben, so sah ich in ein Auge voll unendlicher Freundlichkeit, das dem Hauptmann zugehörte. Sehen Sie, ohne zwölf Worte mit ihm geredet zu haben, wußte ich dennoch sehr genau, wie sein Herz

fühlte, wie er über die Welt und Menschen dachte; und Oheimchen, ich fing an, eine tiefe Achtung gegen den Hauptmann mit halbem Sold, dem lahmen Arm und dem Orden zu fühlen.

Das alles war nun sehr unschuldig, nicht wahr? Und ich sah sehr wohl, ich konnte ein Jahrhundert lang mit dem Hauptmann in demselben Hause wohnen, es gab nicht einen Augenblick für ein Abenteuer darunter; und Oheimchen, die Wahrheit zu gestehen, ich wünschte mir einen Liebhaber mehr des Abenteuers willen, als ein Abenteuer um eines Liebhabers willen.

Aber — die Abenteuer blieben aus, der Liebhaber aber war schon da.

Denn nach vier Wochen — ich war nicht oft Wand an Wand mit ihm; denn ich schämte mich, die ehrliche Seele zu behorchen, die so aufrichtig war — aber ich war doch einmal in meinem Zimmer, etwas zu holen, da stieß ich auf folgendes Gespräch jenseits der Wand:

„Ja, das bin ich, ehrliche Seele, und recht vom Herzen! Ich hätte nicht geglaubt, daß man so hinter dem Ofen, wenn der Feind so in Deutschland haust, so glücklich seyn könnte. Teufel, ich habe ja noch den rechten Arm! Aber da sitze ich Dir gegen dem lieben Kinde über, und es ist, als lebte ich in einer andern Welt, wenn sie liest, als wären ihre Worte Zaubersprüche, die mir das Herz aus der Brust ziehen. Ich wollte, ehrliche Seele, Du dürftest mit zuhören. Sieh, und da lege ich mich Abends ins Fenster hinaus, und sehe an den hellen Himmel, und an die harte Erde voll Schnee, und denke dabei an das liebe Kind. Und da wird's mir in der Brust so warm, als wenn wir auf einem Siegsfelde, Viktoria! schössen. Ich wollte, ich hätte nur einmal das Herz, ihr zu sagen, wie ich sie ehrte, wie ich diesen Arm noch für sie geben wollte, und das Leben dazu, und alles, was ich habe, nur die Ehre nicht. Das wollte ich, lieber Heinrich!"

„Schön ist sie, Herr Hauptmann, und jung, und Sie sind jung. — O ho! Sie brauchen nicht roth zu werden.“

„Was schwatzest Du? Ja, käm ich aus dem Felde als Major, im Dienst, wäre ich reich, oder gar — höre, ehrliche Seele, davon laß uns nicht reden! Es giebt ohnehin Augenblicke, wo ich — Ich kann Dir, ich könnte ihr nicht sagen, wie lieb sie mir ist, wie wunderbar lieb! Was habe ich mir gewünscht, Heinrich? Sprich! Geld? Gut?“

„Mein Lebe nicht; nur so viel, um ein ehrlicher Mann zu bleiben.“

„Ach, jetzt ist das ein Anderes, Heinrich! Da liege ich oft die ganze Nacht wachend im Bett, und wünsche mir Geld und Gut für sie, und sie sollte es am wenigsten erfahren, daß sie es von mir hätte. Denn sieh, Heinrich, ich? ich? Was könnt' ich ihr geben? Laß uns schweigen! Und geh! geh! Du thust nicht Recht, wenn Du das Feuer da unter der Asche anschürst!“

Sehen Sie, Oheim, ein Liebesgeständniß in den schönsten Versen, und würde es gedruckt oder nur mit Thränen und Verwünschungen begleitet, ist nicht so gefährlich, als so eins, mit einfachen Worten, von Seufzern unterbrochen, und dem Liebhaber abgehorcht. Das fühlte ich an meiner Empfindung gegen den Hauptmann.

Ich wurde beim Vorlesen roth, wenn eine Stelle kam, die von Liebe handelte. Meine Stimme stockte, ich las nicht halb so schön mehr, als sonst. Und ich mochte es machen, wie ich wollte, ich horchte immer aufs Neue auf die Zweisprache des Ritters mit seinem Knappen; aber wie man sein Herz verwahren soll gegen so süße Worte, davon steht kein Wort im Sittenbüchlein, wie überall in keinem Buche auf der Welt. Und doch war ich verdammt zu einem Liebeshandel, der nicht ein Blatt an einer Zitterpappel in Bewegung setzte; so verschwiegen wurde er geführt.

Die Mutter drang nun darauf, Ritter Karl sollte einen Oheim besuchen, einen Präsidenten von Mönchborn, der ihn vielleicht im Zivil anstellen würde. Er schlug es ab, und am Nachmittag gab der Ritter dem Knappen die Gründe an. „Mein Oheim kann das, ist wahr, Heinrich. Aber kann ich's? soll ich so ein überkompleter Sünder seyn, der nichts von der Sache versteht, und das Gnadenbrodt essen muß? He?“

„Aber Herr Hauptmann, soll denn das Vaterland nichts thun für einen braven Mann, der fürs Vaterland seine gesunden Glieder verlor? He? Das frage ich!“

„Das Vaterland? Ich stand in östreichischen Diensten. Obgleich ich mich gegen Dich, Heinrich, wohl rühmen mag, ich nahm den Dienst fürs deutsche Vaterland; und hätten die übrigen Fürsten und Herren gethan, was ich einzelner Mann aus deutschem Herzen that, so stände es jetzt besser, und ich könnte die Zeitungen lesen, die mir jetzt vorkommen

wie Ach und Weh, trotz den Illuminationen und Feuerwerken.“

„Zweitens aber, Herr Hauptmann, wenn Sie so ein warmes Stellchen hätten, so beim Steuer- und Rechnungswesen!“

„Ich kann kein Protokoll aufnehmen.“

„Was wollten Sie nicht, Herr Hauptmann? Ein Mann, wie Sie, der Verse macht, die einem das Wasser in die Augen holen, kann auch ein Protokoll aufnehmen.“

Denken Sie, Oheim, ein Mann, der Verse macht, und ich versichere Ihnen, sehr gute Verse. Ach verschnappt! Nun denn! Heinrich brummte, wenn er nicht redete, eine vertrakte Melodie, aber zu Worten, die recht hübsch waren. Ich fing hier eine Zeile auf, dort eine, und bat meinen Heinrich, der aus den Wolken fiel, daß Jemand außer ihm und noch Jemanden etwas davon wüßte, mir die übrigen Worte zu sagen. Ich hatte es also getroffen. Ich ließ mir also von Heinrich, der fast eben so verliebt in mich ist, wie sein Herr, das Gedicht vor-

sagen; und so entstand eine Elegie auf das Schlachtfeld bei Verona, die von dem Ritter ist, und die so unendlich rührende Stanzen enthält, mit einem so zarten Sinn, mit so einem Feuergeist der Freiheit, daß ich —

Ach, steht denn in meinem Sittenbüchlein ein Wort, was ein Mädchen machen soll, wenn sie entdeckt, ihr Liebhaber ist ein edler Dichter? Aber hören Sie die Unterredung weiter!

„Pst! Pst!“ sagte der Hauptmann — „das bleibt unter uns. Was aus dem Innersten des Herzens kommt, davon muß Niemand wissen. Heinrich, Du weißt die Nacht, da ich auf dem Schlachtfelde stand — guter Gott! guter Gott! Aber sprich weiter!“

„Wenn Sie zu dem halben Solde so ein warmes Stellchen hätten, das Gütchen dazu, so — nun werden Sie nur nicht so roth, Ihr Gnaden — Vor Gottes Gebot hat man sich nicht zu schämen! so — Sie sind ein junger, hübscher Mann —“

Heinrich hat Recht, Oheimchen!

„Ein lahmer Arm, Heinrich!"

„Ein Mann, gut, gut wie ein Engel! Ich weiß, von Pontebba bis Verona hin beten tausend Gerettete für Sie, für den deutschen edeln Herrn von Wolf."

„Brich mir das Herz nicht, Heinrich! Was konnte ich thun? Einen Tropfen Wasser konnte ich in die höllische Glut des Elends werfen."

„Gott hört das Gebet der Unglücklichen. Nun dächt' ich, wenn Sie jetzt ein Stellchen hätten, so könnten Sie der lieben Mamsell Julie die Hand bieten — denk ich —"

„Sieh, Heinrich, da machst Du mir die Thür zum Himmel auf. Das dacht' ich auch, seit meiner Mutter Rath; aber dieses Mädchen, und ich, Heinrich, mit einer erbettelten Stelle — sag Du, was Du willst — Es ist nichts! gar nichts!"

„Julie redet von Ihnen, Sie sollten es einmal hören, mit wie viel Lobe! Das Lob ist das Wenigste dabei, Herr

Hauptmann; aber der Blick dabei, die Stimme, die so sanft wird, als wenn Sie so zuletzt mit der Flöte in Gedanken gerathen, das Roth auf den Wangen, das von etwas anderm kommt, als vom Blut — Kurz, Herr Hauptmann —"

„Ist alles nichts, Heinrich! Der lahme Hauptmann, ein schöner Titel! Obgleich ich das Mädchen unaussprechlich liebe."

„Der lahme Hauptmann? Wer darf so sagen? Aber, lieber Herr, wenn — Ihre Erbschaft von dem Vetter?"

„Heinrich, Heinrich, das kam nicht aus Deinem Herzen! Darf ein ehrlicher Mann die Erbschaft nehmen? Pfui!"

„Ja, wie soll's denn aber werden? Sie kümmern sich ab. Sie haben keinen Schlaf mehr; Sie machen Verse, und das kenne ich. Dann ist in Ihrer Brust ein stürmendes Meer. So dacht' ich, Ihr Herr Oheim —"

„Du kennst ihn. Da wäre alle Hoffnung verloren bei dessen Hochmuth. Laß mich nun allein!“

Ich will kein Wort zu dieser Unterredung hinzusetzen; denn was man sagen könnte, Oheimchen, versteht sich von selbst.

---

## Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Bis an diese Unterredung war es Ihrem Nichtchen Julchen recht gut gegangen. Sehen Sie, Oheim, da ich ein Stückchen von der Welt gesehen hatte, was groß genug war, um die ganze Welt zu kennen, und das hatte ich, lieber Oheim; denn Frau von Wolf hatte Bekanntschaft auf der Nachbarschaft, und des Pfarrers- und des Amtmanns Töchter hier. Kurz, ich machte mir den Plan, dem Leben, wie es käme, lustig ins Gesicht zu sehen, und

der Liebe dazu, wenn ich sie mir nicht vom Leibe halten könnte.

Ich hatte nun meinen Liebhaber auch, wie die andern, und machte einen frohen Luftsprung nach dem andern. Aber nach dieser Unterredung zwischen Ritter und Knappen, und nachdem ich die Elegie gelesen hatte auf das Schlachtfeld, merkte ich doch, daß die Liebe im Leben ein recht tragisch-erhabener Schauspieler ist. Kurz, meine Träume, wenn ich allein war, wurden so hochmüthig, so erhaben, so wundervoll, daß ich wohl sah, ich liebte.

Die Arria, die für ihren Mann den Schritt that, den Niemand zurückthun kann, Eponine, die mit ihrem Manne neun Jahre unter der Erde lebte, schienen mir, wenn ich sie mit dem, was ich könnte, verglich, nur Anfängerinnen zu seyn. Ich wurde, wie Rosalie, die ohne den Rausch der Liebe so war. Was ich belacht hatte, wurde mir ehrwürdig; ich wußte nicht, wie man nur einen Tag lang anders auf der Welt denken könnte.

Sehen Sie, Oheimchen, ich habe Ihnen versprochen, nicht das Kleinste Ihnen zu vorbergen, was in meinem Leben, und in meinem Herzen, was ich für Eins hielt, vergehen würde. Der Jahrmarkt, wohin wir gingen, und Ihr Reichthum, und alles, was ich nur sah und hörte — kurz, ich wollte reich seyn, hatte ich mir vorgenommen; und mein Mann sollte seyn, vornehm, reich, jung, schön, großmüthig, treu, klug, witzig, ein Dichter, wo möglich ein berühmter Mann; und da steht mein Liebhaber, lahm, arm, unbekannt, ach, vielleicht verachtet! Und dennoch — dennoch — das Gütchen kommt mir vor, wie ein Königreich. „Was bedarf ich denn?“ fragte ich mich mit der stolzesten Empfindung von der Welt. „Was mein Vater mir gab. Er kann mir zehnmal so viel geben.“ Kurz, Oheim, ich merkte, ich war verliebt in den Mann trotz seines lahmen Arms.

Ob ich nun wohl wie ein Engelchen oben unter den Sternen mein Verkehr treibe, mit dem Sphären tanze, unter den

Heiligen des Himmels sitze, den Lilienstengel der heiligen Katharina und Oberons in einer Hand, wie das recht ist und gut — denn eine Liebe, die in der ersten Periode noch das Gehalt zählt, in die Wittwenkasse setzt und die Aussteuer sichert — Guter Gott, behüte mich vor dieser Liebe! Aber dennoch bin ich auch fest in das Leben gewurzelt, Engel und Mensch zugleich; und so legt der Engel dem Menschen Rechenschaft ab, die Geliebte der künftigen Hausfrau. Und das ist gut!

Ich sah aus Luthers Haustafel, daß auf den Lenz der Liebe, der die Blumen zum Brautkranz giebt, und auf die heiße Leidenschaft des Sommers der arbeitvolle Herbst und der kalte Winter folgt, obwohl ich denke, es soll aus dem Sphärentanz von heute noch ein Ton in den Winter hinüber klingen. Kurz, Oheim! Ich sagte, da eben Engel und Mensch, Geliebte und Hausfrau eine Session mit einander hatten, folgendes: „Ein hochmüthiger Oheim, dieser Präsident, der seines Nef-

ſen Frau verachten wird. Ein Gütchen, das uns alle ernährt mit meinem Koſtgelde; — das uns ernähren würde ohne Koſtgeld, könnte der Herr ſeine beiden Pferde und ſeinen Reitknecht abſchaffen. Das Opfer brächte er; denn er hat jetzt Wolken zum Reiten, und Amors Flügel zum Fortkommen, wie ich zum Fahren. Aber er reitet ſo ſchön auf ſeinem wilden Fuchſe; er iſt ſo daran gewöhnt. Das iſt unmöglich!" Das war das Ende der Seſſion, und das Urtheil.

Ich trat nun vor das verſiegelte Papier, und vor das Gemählde, und ſagte: „Wir wollen es noch abwarten; denn vielleicht ſteckt hinter den Siegeln noch ein Glück oder ein Unglück." So ſprach ich; aber, lieber Oheim, geſtern hörte ich den Ritter zum Knappen ſagen, der ebenfalls die Sache in Ueberlegung genommen hat: „Heinrich, liebte ſie mich nur den tauſendſten Theil ſo, als ich ſie, ſo — denn was iſt Reichthum? was Gold? das Gütchen meiner Mutter —"

„Herr Hauptmann, das Gut — was wollen wir mehr? Ich habe Arme, ich kann arbeiten, wenn der Herr Hauptmann eine schönere Gesellschaft hätten, als mich, arbeiten für zwei Mann. Es ginge, liebster gnädiger Herr! Da bin ich seit drei Tagen mit dem Hofmeister auf dem Gütchen umher gelaufen, seit Sie so seufzten, und nicht mehr zur Ruhe kamen. Es geht, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!“

Und nun kam eine Berechnung des Guts, woraus hervorging, daß es wohl ginge, wenn die junge, gnädige Frau — ich erröthete bei dem Titel bis an die Brust, und mein Herz, das Närrchen, schlug so ängstlich süß dazu — wenn die gnädige Frau sich behelfen könnte, oder wollte.

Kurz, sie schworen nach dieser Rechnung, mir den Antrag zu thun, mich mit der Liebe zu behelfen.

Heinrich suchte die Husaren-Uniform hervor, die er nicht mehr trug, putzte Säbel und Tasche; und dahin flog mein edler Ritter, um zu Pferde zu überlegen, wie er immer thut, wenn ihm die Brust

voll ist. Er glaubt auf dem Pferde freier, stolzer zu seyn.

Er war auch schöner, lieber Oheim, zu Pferde und in der Uniform. Mein Herz schlug ängstlich, da ich nun wußte, welchen Antrag ich nun zu erwarten hatte, und gar nicht wußte, was ich zu antworten haben würde. Aber er mußte wohl in der einen Rathssitzung nicht fertig geworden seyn; denn er trabte in der Allee auf und ab, den Kopf auf die Brust gehängt, die Hände kreuzweis über die Brust gelegt, bald stehend und mit dem Fuße stampfend, bald rasch laufend, als stände ich am Ende der Allee, bald langsam, immer langsamer gehend. Das war der Takt zu der Musik in seinem Herzen. In meiner Brust klang ein Adagio durch einen Triumphgesang, in meinen Augen standen Thränen, und doch war meine Seele ruhig; denn er war ein edler Mann!

Er kam nun zurück, mit einem Auftritt, der mir sagte: „Er ist entschlossen!" Auch sah ich das an Heinrich, der ohne Zweifel mich im Auge behalten sollte. Die

ehrliche Seele sah doch so pfiffig aus, als hätte er mein Herz so gut behorcht, als ich das ihre. Aber der Herr ging brummend in sein Zimmer. Und ich hörte denn, daß ich noch einen Aufschub von acht oder vierzehn Tagen hatte, weil er nicht wußte, mit welchen Worten er seine Rede anheben sollte.

Potz! das verdroß den Knappen. Er sagte ihm einen Anfang, noch einen, und triebs bis zu einem halben Dutzend. „Nichts! Nichts! alles Nichts!" rief der Hauptmann. „Wenn ich nun redete, und sie sagte Nein! Nein! Hörst Du, Nein! Und sie sagt Nein! Sie sagt's, sage ich Dir. Das eben ist mir eingefallen —"

„Zu Fuß! zu Pferde nicht! das weiß ich."

„Auch zu Pferde!" rief er, und seufzte. Ich schreibe Ihnen sogleich, guter Oheim, damit — Nein! sage ich gewiß; denn wie könnte ich ohne meines Vaters Willen Ja sagen? Ach, wenn ich es sitzend, oder gehend, oder auf den Knieen, oder in welcher Stellung Sie wollen, überlege,

so fühle ich, daß mir das Nein so schwer werden wird, wie das Schwerste; und seufzt er, Oheim, oder tritt ihm in das schwarze Auge eine Thräne, oder sagt er gar nichts, so steh ich für gar nichts, so sage ich ihm gerade heraus: „Ich will mit Ihrer Liebe mich in Zeit und Ewigkeit behelfen! Amen!"

---

## Kleemann an Julien.

Steinfurth.

Lieb Julchen, das menschliche Leben ist so eben das Leben aus Tag und Nacht gemischt. Jeder Mensch, er sey im Thronsaale geboren, von den Prinzen des Bluts umgeben, oder in einem armen, dunklen Kämmerchen, so hat doch Jeder seinen längsten Tag, sein Allerseligen, seinen Weihnachtsabend; jeder Mensch ist einmal ein Seraph — Gott gebe, daß er vor Hochmuth nicht abfällt! — und durch jede

Mädchenbrust fließen einmal die vier Ströme des Paradieses, wo sie schwört, wie Du, lieb Julchen, daß sie sich in Zeit und Ewigkeit mit ihrer Liebe behelfen will! Und das könntest Du auch; denn Deinen Ritter kenne ich recht wohl. Laß Dir einmal eine kleine Begebenheit aus der Klause in den Tyroler Alpen von ihm erzählen, und Du wirst sagen, was ich von ihm sage: „Er ist einer der alleredelsten Männer."

Das Gütchen der Frau von Wolf kenne ich; und wenn die junge Frau sich der Perlen, Ringe, Roben, und wie die Marter-Instrumente der Männer weiter heißen, enthalten will, so kann der Hauptmann sein Pferd behalten, und den Reitknecht auch. Denn die junge Frau soll bedenken, daß ein Mann den Retter seines Lebens nicht zum Ackerknecht machen darf, ohne nicht die Hälfte seines edeln Muthes mit einzubüßen. Die junge Frau muß aus dem Sphärentanze auf die Erde herab, und nach dem Gütchen sehen, das Buch führen über Ausgabe und Einnahme,

nahme, damit die Liebe immer ein warmes Plätzchen im Hause habe; denn die Liebe kann sich wohl behelfen, wie Eponine zeigt; aber sie kann nicht sitzen in den Dornen und Sorgen des häuslichen Lebens.

Ich lege Dir hier hundert Louisd'or bei zum Brautputz; denn die Braut des Herrn von Wolf muß geputzt seyn, wenn Du etwan Ja sagen mußt. Die Einwilligung Deines Vaters findest Du in seinem Briefe an mich, und eine gute Nachricht von Rosalien.

Ich reise diesen Augenblick ab, mein liebes Nichtchen; aber ich habe Sorge getragen, daß Deine Briefe mir nachkommen. Herr Rath Oppen hat Befehl, Dir Dein Kostgeld ferner zu zahlen, wenn Du etwan nicht heirathest. Tritt ein Fall der Noth ein, aber ein Fall der Noth, so wende Du Dich dreist an den Rath Oppen. Und nun fahr wohl auf Deinen goldnen Wolken, Du Nachtigall im Lenz, und grüße Deinen Hippogryphen-Ritter; aber bedenk, daß ein gewöhnliches Reitpferd neben dem Zauberroß der

Liebe auch recht hübsch ist. Fahr wohl; ich fahre nach Schweden, zu Deinem Vater, um Rosalien zu sehen.

---

### Troschke an Herrn Ludolph.

Trollhätta.

Seyn Sie gegrüßt, mein Freund! Ich sende diesen Brief nach Steinfurth an den Rath Oppen, um Sie über Rosaliens Schicksal zu beruhigen, die ich zwar noch nicht gefunden habe; aber Sie werden hören, was mich beruhigt. Ich kam nach einer glücklichen Reise in Lübeck an, und dann ging ich auf eine erhaltene Nachricht nach Heiligenhofen. Hier erbot sich ein Mann, mich mit einem Eisboote nach Femern überzusetzen. Man wollte mich zurückhalten. „Aber mein Kind in den Händen von Räubern?" Dieser Gedanke überwand alle Schwierigkeiten, jede Gefahr. Ich stieg ein; und

wie ich vorausgesehen hatte, — denn ich kenne die Art Schifffahrt — nach einer Stunde einer angestrengten Arbeit fanden wir eine sichere Bahn; und ich stieg gesund in Femern ans Land.

Die Schwierigkeiten hatten ein Ende; aber von Rosalien erfuhr ich nicht ein Wort. Nach Koppenhagen! oder nach Stockholm! diese beiden Namen lagen in meiner Seele. Ich wußte nicht, wohin der Entführer Rosalien hatte bringen wollen. Ich entschied nach einem schönen Gefühl für Schweden; ich hatte mich nicht geirrt.

Ich betrat endlich diesen — heiligen Boden. Warum soll ich es Ihnen verleugnen, mein Freund, es ist der Boden meines Vaterlandes! Hier wurde ich geboren. Ein finsteres Schicksal brachte mich nach Deutschland, bis ich endlich dem finstersten Geschick Glück und Ruhe in meinem stillen Seedorf abrang.

Da stand ich wieder auf meinem heiligen Boden, am Strande des Finnischen Meerbusens. Ich sah das liebliche Schau-

spiel meiner Jugend wieder, dieses erhabene Chaos der ungeheuren Eismassen, von allen Formen, blau und grün von Farbe. Da stand ich; und auf einmal fiel mir die Frage mit einer großen Gewalt ein, welch ein Geist, ob ein guter oder böser, mich wieder hierher gebracht hatte. Warum hiehier? hieher, wo mit einer Gewalt, die ich längst erstorben glaubte, alle die Plane meiner Jugend, alle ertödteten Empfindungen stolzer und edler Hoffnungen wieder erwachten; wo ein Leben, das ich längst begraben hatte, sich wieder an den jetzigen Augenblick anknüpfte! Warum, o warum führte der lüsterne Bösewicht meine Tochter hieher? hieher? War das Gefühl meiner Rache nicht empört genug? Mußte der Anblick eines Vaterlandes und die Vergangenheit alle alten Gefühle erwecken, das Gefühl der beleidigten Ehre schärfen?

Ich stand da und schwor dem Elenden noch einmal den Tod; und müßte ich noch als ein Greis die Erde durchwandern, ihn zu suchen? Ich kam nach **Stockholm**,

ich fand ihn nicht, nicht eine Spur von meinem Kinde. Aber meine Brust war angeweht von dem starken Odem meines Vaterlandes. Es war mir, als müßte ich sie hier finden. In Stockholm war sie gewiß nicht. Ich reiste weiter. Es war mir gleich viel, wohin mein Weg mich führte. Eine Gesellschaft, die nach Trollhätta reiste, bestimmte mich. Ich hatte in meiner Jugend das stolze Werk des Kanals, das mit den Römischen Werken wetteifert, nur halb vollendet gesehen. Ich wollte es ganz sehen. Ich reiste dahin. Bei dem Anblicke dieses stolzen Werks fühlte ich mit Freude, daß ich ein Schwede war. Ich hielt mich mehrere Tage da auf. Ich war endlich ganz allein.

Endlich wollte ich reisen. Der Wirth brachte mir am Tage vorher ein Buch, um meinen Namen einzuschreiben. Ich las mit einem stillen Ergötzen die Inschriften der Reisenden. Ich stieß auf stolze, edle Namen aus allen Nationen.

Da las ich von einer Frauen Hand die deutschen Worte: „O Natur, mächtige Natur, was kann ich fürchten! Ich bin allein! Die Menschen hier sind für mich stumm; aber Deine Stimme, Natur, verstehe ich. Sie sagt mir ewig: „Es ist ein Gott!" Unterzeichnet von Auguste v. L."

Darunter ein Paar französische Verse, unterzeichnet Flint. Darunter sah ich, o Himmel! ich erblaßte vor freudigem Schrecken, die Hand meiner Rosalie, und mit ihrem Namen Rosalie Tr**. Ich stürzte empor, ich rief nach dem Wirth. Sie waren erst vor etwan drei Wochen hier gewesen. Sie waren nach Lidköping gefahren.

Ich bestellte sogleich Pferde dahin. Dann warf ich mich noch einmal über das Buch, worin der theure Name stand. Ich küßte die Züge ihrer Hand. Ach wie viel hätte ich darum gegeben, hätte sie nur ein Paar Worte hineingeschrieben, um errathen zu können, ob sie noch glücklich

war, ob noch nicht — — Gräßliches Wort, was ich hierher schreiben wollte!

Ich las noch einmal die Inschriften ihrer beiden Begleiter. Auguste von Lörrach, sie war es. Ich las ihre Inschrift. Diese Inschrift wurde bedeutend. Gehörte diese Frau in dieses Komplot gegen die Unschuld meiner Rosalie, wie konnte sie so, und diese Worte schreiben? Oder war es Heuchelei? „Nein!" rief ich — „der Bösewicht zittert vor Gott! er ruft ihn nicht zur Rache auf. Und ist es Heuchelei, o mein Kind! mein Kind! in welchen Händen bist Du denn?"

So drang bald eine Hoffnung in mein Herz, bald ein schmerzlicher Dolchstoß. Auf einmal erblickte ich unten von der Hand der Frau von Lörrach ein Paar Worte, aber eilig geschrieben: „Sucht Jemand einen von uns, der folge uns nach Lidköping, und suche nach einem Zeichen im Zimmer, wo wir schlafen. Engel begleiten uns! A. v. L."

Gott! Gott! ich war gerettet. Ich war unendlich glücklich. Sie war meiner

Rosalie Beschützerin. Ich ließ noch einmal den Wirth kommen. Der erzählte mir, daß das junge schöne Mädchen schwedisch habe reden können. Sie sey heiter und glücklich gewesen; sie habe mit unendlicher Liebe an ihrer Mutter gehangen. Der Herr hingegen, der bei ihnen gewesen, hätte gar keine gute Laune gehabt, besonders nicht, da sich's gefunden, daß das schöne Mädchen verstanden hatte, was er mit ihm gesprochen.

Er erzählte mir noch hundert Kleinigkeiten von Rosalien, von der Frau von Lörrach. Nein, das Verbrechen ist noch nicht vollendet, noch nicht angefangen; denn Rosalie war ja unbeschreiblich heiter gewesen. Gott, mein Freund, ich hoffe, wir finden sie wieder! Ich schließe noch nicht. Ich gehe nach Lidköping.

## Fortsetzung.

Lidköping.

Ich nahm mir vor, da ich in Trollhätta in den Schlitten gestiegen war, das erste, was mir aufstieß, als einen Wink der Vorsehung anzusehen. Ich war noch nicht funfzig Schritte vor dem Hause, da ertönte in mein Ohr der süße Ton des Schäferhorns von Birkenrinde. „Nun, was hast Du denn mit dem Horn zu rufen?" fragte der Bauer, der meinen Schlitten fuhr.

„Ich rufe meiner Tochter zu, zurückzukommen," antwortete der Vater. Mein Herz hob sich immer höher, und lange noch tönte hinter mir dieses Horn, ach dessen Ton, wie das Schweizer-Horn, die tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande wieder in meiner Brust lebendig machte, und alle die stolzen, schönen Träume meiner Jugend!

Ich fuhr in Lidköping ein. Ich fand in dem Schlafzimmer meiner Rosa-

lie ein Blatt Papier, in eine Ritze geklemmt, mit den Worten: „Wir wissen nicht, wohin es geht; doch uns begleiten Engel! Auguste.“ Der Wirth erzählte mir, daß die Mutter des jungen Mädchens und der Herr sich wegen eines Briefes überworfen hätten; und so hätte der junge Herr Pferde und Schlitten, er glaubte, aus Stockholm kommen lassen, um weiter zu gehen. Niemand wußte mehr. Ich bin auf der Straße nach Stockholm auf mehrern Wegen bis Arboga gekommen; aber die Spur ist verloren. Ich bin wieder hier, um noch einmal die Kammer nach einer Nachricht zu durchsuchen. Vergebens!

Aber ich habe Muth in der Seele. Ich finde sie, mein Freund, ich finde meine Tochter. Ich habe mit dem Wirth in Lidköping Abrede genommen, alle meine Briefe an ihn zum Weitersenden nach Gothenburg zu schicken. So werden Sie meine Briefe erhalten, liebster Ludolph! Auch finden Sie in Lidköping bei dem Wirth gewiß von meinem Auf-

enthalt Nachricht, wenn Sie etwan selbst kommen wollten.

Ich gebe Ihnen für meinen Sohn und für Julien Vaterrechte; und findet sich für Julien ein redlicher Mann; und geben Sie Ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung, so hat sie meinen Vater-Segen, und ich werde mich freuen, wenn sie mir an der Hand eines edeln Mannes als Frau entgegen tritt, wenn ich zurückkomme.

Die Papiere, die Julie erhalten hat, werden nur geöffnet, wenn ich keine Nachricht von mir weiter gebe, oder in dem äußersten Unglück, das meinen Sohn betreffen könnte. Gott mit Euch! Ich suche mein Kind, ach! und die schönen Träume meiner Jugend.

---

## Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Die Freude, die mir meines Vaters Brief machte, war ach! unaussprechlich

groß. Rosalie hat ihre Beschützerin bei sich, und mein Vater lebt in einem Lande, wo er kein Fremdling ist, und Sie, mein theurer Oheim, mein zweiter Vater, Sie suchen ihn auf; Sie werden seines Alters starke Stütze. O Gott Lob! Gott Lob!

Aber sehen Sie, liebster Oheim, in diesen köstlichen Stunden einer himmlischen Freude, die mein ganzes Wesen in Liebe aufgelöst hatte, kam mir der junge, gute Hauptmann mit seinen Wünschen über den Leib. Erst kamen seine Worte — denn solch eine Freiwerberei ist wie eine Schlacht — erst kamen seine Worte einzeln, stockend, verstohlen, lauernd wie die Flankeurs, und der junge Herr war so dabei erröthet, daß ich wohl sah, es war das erste Mal, daß er so etwas zu sagen hatte, was eben einem jungen Dinge wie mir, die in diesem Punkte hochmüthig ist wie eine Fürstin, sehr wohlgefällt.

Ich hatte mir nun vorgenommen, da ich ja Zeit gehabt hatte, meine Rolle auswendig zu lernen, die Sache wie einen Friedens-

Kongreß zu treiben, damit er gleich sehen sollte, wie vernünftig seine eine Hälfte des Lebens seyn würde; aber da er die einzelnen Worte so zitternd hervor stieß, und da auf jedes Wort eine Thräne von oben fiel, da stotterte ich auch, da weinte ich auch, und wo ich mir nicht weiter zu helfen wußte, machte ich eine Verbeugung, ein Stück aus meiner Rolle, die so wenig paßte, als eine Verbeugung, die ich auf einem Marionetten-Theater sah, wo Eva nach ihrer Schöpfung den Vater der Menschen mit einer tiefen Verbeugung empfängt.

Kurz, es war eine vertrakte Unterredung, in der doch aber ein Himmel nach dem andern über die beiden Unterredenden aufging; und da nun die Freude über die Sicherheit meines Vaters und Rosaliens mein Herz schon längst in Liebe aufgelöst hatte, so fand ich mich zuletzt an seiner Brust, von seinen Armen umschlungen, und meine Lippen an seinen wieder. Ich versichere Sie, ich weiß nicht, wie das gekommen war.

Und nun flossen Worte, Bilder, Vergleichungen, wie Schneeflocken von seinen Lippen, und unsre Unterredung stieg nun in den höchsten Himmel empor; und da wir auf die Erde zurückkamen, huldigte mir zuerst der treueste Diener mit einer Rede von zwei Thränen in seinen Augen, und einer unendlichen Freundlichkeit in seinem Gesicht, und die zwei ausgebreiteten Armen einer glücklichen Mutter, die aber am Ende mich dennoch verrathen hatte, drückten mich an ein Mutterherz.

Aus dem ehrerbietigen Diener wurde nun aber, ich weiß selbst nicht wie, und wie geschwind, mein Herr und Meister; und ich mußte, ehe ich Frau war, schon nach Luthers Haustafel greifen, und das Stückchen über den Gehorsam einer Hausfrau lernen. Er behauptete, mein Vater habe befohlen, ich sollte ihm als Frau entgegen treten; da man aber nicht wußte, wie bald er zurückkommen könnte, so mußte er mit der Hochzeit eilen, und so — setzte sich mein gebietender Herr zu

Pferde, um seinem Oheim seine Verbindung anzuzeigen.

Er hatte seinen Oheim nicht gesprochen, aber seine Tante und ihre Tochter, die er nicht genug loben konnte. Wir wurden nach Groß-Dreben gebeten; und mein Gebieter wollte durchaus, ich sollte dort als Frau erscheinen, und nicht als Braut; und so, lieber Oheim, war der verhängnißvolle Tag da, ehe ich daran dachte; und kommen Sie zurück, so tritt Ihnen und meinem Vater die glücklichste Frau an der Hand des alleredelsten Mannes entgegen!

---

## Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

Ich hoffe, lieber Oheim, daß meine Briefe Ihnen nachgehen mögen, ich habe den Herrn Oppen darum gebeten; denn ich weiß nicht, lieber Oheim, es ist mir,

als bedürften wir hier eines Mannes, der auseinander löste, was sich hier verwirrt hat, oder verwirren will.

Wir wurden nach Groß-Dreben abgeholt. Der Präsident dort kam mir vor, wie ein Bild; wie ein Bild sprach er, bewegte er sich; mochte er thun, was er wollte, so hätte ich sagen mögen: „I Bildchen, lebst Du wirklich?“ Er empfing seinen Neffen wie ein Monach einen Gesandten; aber er war nur ein Bild. Mein Mann, lieber Oheim, das habe ich hier erst entdeckt, kann so stolz thun, als wäre er der große Mogul selbst. „Sie haben Ihr Geschick,“ lispelte der Präsident mit seinem lächelnden und glänzenden Schaumgesicht, als wäre es lackirt — „Sie haben Ihr Geschick nun ganz entschieden für immer, mon neuveu!“

„Entscheidung,“ antwortete mein Mann in einem lauten Posaunentone, als glaubte er, das Bildchen vor ihm könnte nicht hören — „ist etwas Gutes im Leben, und Selbstentscheidung etwas Göttliches.“

Das

Das Bildchen bückte sich und lächelte fort. Aber da mein Mann noch ein paar Mal mit seinem Orgelbasse ihm so geantwortet hatte, kam der Präsident zu mir. Lieber Oheim, wenn eine junge Frau sich nicht am Altar fest vornimmt, auf ihren Mann so stolz zu seyn, wie auf eine Krone oder auf einen Armsessel in einem königlichen Saale, und noch tausend Mal stolzer, so ist sie nicht werth, die älteste Krone in der Welt, die Brautkrone, und die heiligste getragen zu haben.

Lächelnd, wie immer — doch Sie kennen ihn ja, liebster Oheim — sagte er mir allerlei über meine Schönheit, über meine Armuth, über meine Jugend, über meine Verbindung, über meinen Stand; und ich sagte ihm allerlei wieder. Ich kam aus dem Lächeln nicht, Oheim; denn das Bildchen hatte doch nicht Leben genug, zu sagen, was es eigentlich dachte.

Aber hinter ihm stand ein Engelsgesicht, das seiner Tochter gehörte; und hätten mich seine lächelnden Satyren aufgebracht, so hätte das Engelsgesicht, das

über seiner Schulter hervorragte, alles wieder gut gemacht.

Sie faßte nach geendigter Audienz meine Hand, und wir gingen in den Garten. So bald wir im Gebüsch waren, fiel mir das Mädchen mit einem heißen Thränenstrom um den Hals, und rief mit zärtlicher Stimme: „O Du, kannst Du mich lieben? O, kannst Du mir treu seyn? Ist Dein Herz verschlossen, und Deine Lippe? O so gieb mir ein freundliches Zeichen!“

Das überraschte mich, Oheim; ich glaubte, eine von den empfindsamen Schönen vor mir zu haben, die, wie die Aegypter, einen todten Käfer mit ihren Thränen einbalsamiren und kalt sind für den Schmerz einer Menschenbrust. Aber meines Mannes Beschreibung wollte dazu nicht passen, und Mütterchen auch nicht. Beide hatten von Luisen gesagt, sie sey eine Heldin, ein theures, edles Wesen, die Freude einer unglücklichen Mutter, der Schutzengel aller Gedrückten.

Ich umarmte sie, und sagte etwas, als wäre ich ein Bildchen. Nun zog sie sich zusammen. Sie führte mich weiter, und nun erzählte sie mir von Rosalien, von meinem Vater, von Gustav, von unserm, ach! so glücklichen, beschränkten Leben, in dessen enge Gränzen kein Leid, kein Schmerz hinein paßte, nur die Liebe, die jedes kleine Herz des Insekts, und die unermeßliche Menschenbrust ausfüllt und beglückt.

Ich stand staunend vor ihr, ihr Gesicht betrachtend, ihr Auge, das jetzt in einer unbekannten Freude funkelte, bald in einer Thräne, die mir eben so unbekannt war, erlosch; aber meine Hand faßte ihre mechanisch; dann umfaßte die zitternde Hand ihren Nacken; dann drückte ich meine Brust an ihre; dann rief ich mit ihrer ersten Begeisterung: „O ich muß Dich lieben, Geliebte! Ich bin Dir treu! Mein Herz ist verschlossen wie meine Lippe! O woher weißt Du das alles, was so wunderbar, und immer mein Herz bewegt?"

„Von Deinem Bruder," hob sie ruhig an. „Er mahlte mir das reiche, arme Paradies, in dem Ihr lebtet, nach dem mein Herz sich von Jugend auf sehnte, und das mir versagt war."

„Mein Bruder — o mein Gott! wo ist er? Ich weiß von ihm nichts, seit ich meines Vaters Haus verließ; seit wir so unglücklich wurden."

„Unglücklich?" Das Wort griff sie auf, und fragte.

Ich erzählte. Luise stutzte bei Ihrem Namen, lieber Oheim! Sie fragte nach Ihnen, und Sie sind der Freund, und noch mehr, Luisens Vertrauter. Ich fragte nun, wo Gustav wäre, wie sie ihn kennen gelernt. Sie seufzte; und nur erst den dritten Tag — denn wir waren auf mehrere Tage gebeten — erzählte sie mir, nach dem ich ihr das Versprechen gegeben, daß ich das Geheimniß ihrer Liebe zu Gustav in mein Herz fest verschließen wollte. Wir machten nun mit einander aus, daß Sie Gustavs Liebe zu Luisen kennten; und, liebster Oheim, was

Sie mir von Gustav sagten, und was so räthselhaft schien, war nichts, als was mir Luise entdeckte. Wir schlossen nun, daß Sie nach Rantershof gekommen wären, um der Schutzgeist dieser unglücklichen Liebe zu werden. Luisens Herz erhob sich in einer schönen freundlichen Hoffnung. Wir baueten nun, wie junge Mädchen thun, Haus und Hof, und Heerd und die ganze vierte Bitte, die jedes Mädchen auswendig weiß; aber nie laut betet, lustig auf, und Luise, was mir sehr wohlthat, zog ihre sanfte, erblaßte Mutter mit in den Rath. Die sagte so sanft: „Es war alles so gut, Luise, laß es doch so! Ich weiß nicht, liebes Kind, die Vorsehung thut so viel für Dich, daß es mir ordentlich übermüthig vorkommt, wenn Du selbst Dich hinein mischen willst.“

„Heider selbst, seine Gewalt,“ fuhr die Mutter fort — „die Freundschaft des Fürsten gegen ihn, seine Liebe zu Gustav, die Du nicht zu erklären weißt; denn beide müßten sich überall mit Haß

begegnen, so verschieden denken Sie; Gustavs Aufnahme in des Ministers Hause, die er doch Heidern verdankt; Heiders räthselhafte paar Worte gegen Dich auf dem letzten Hofballe, die es mir fast gewiß machen, daß er Deine Liebe kennen muß; das alles, liebe Luise, wozu wir nicht mit einem Augenwink geholfen haben, und ich denke, Gustav auch nicht, hat sich von selbst so glücklich gestaltet, daß ich gern noch immer still sitzen möchte. Und nun sieh, seine Schwester wird nun unsre so nahe Verwandtin! Das alles —"

Wir beschlossen, Oheim, ganz still zu sitzen, und die Vorsehung walten zu lassen; aber ich wette voraus, wenn die Vorsehung nicht mehr uns leitet, so fangen wir doch an, uns zu regen und zu bewegen, und finden Gründe, uns selbst und die Vorsehung in Ehren zu erhalten.

Aber, lieber Oheim, die Entdeckung von meines Gustavs Liebe war mir so lieb, und noch lieber war mirs, daß es dabei einen alten Zauberer zu bekämpfen

giebt, wobei ich mein Näschen und mein Händchen auch mit im Spiel haben kann; denn ich Arme bin so ohne alle Umstände gerade durch das Land der Liebe bis an den Altar durchpromenirt, ohne etwas anders als die kleinsten, gemächlichsten Schritte gemacht zu haben. Und mein Herr ist von so einer ruhigen Haltung, daß ich darauf rechnen kann, ich werde keinen andern Festtag haben, als die im Kalender stehen, oder vielmehr so viel, als Tage im Jahre sind. Und das ist doch ärgerlich, Oheim! denn ich möchte doch wohl einmal wissen, wie er aussähe, wenn er eifersüchtig wäre; wissen, mit welcher Manier er sich versöhnte, oder mich. Unsre Liebe ist wie die Statüe der Gnidischen Venus, die auf ihrem marmornen Postamente fest steht, in der demüthigen, verschämten Stellung, immer lächelt, und immer glücklich ist. Nun ich hoffe von Ihnen Nachricht.

Doch noch Eins! Ich würde es Ihnen nicht schreiben, wenn die Präsidentin nicht einen sehr großen Werth auf die kleine

Begebenheit legte, und wohl gar ein Abenteuer daraus prophezeihte. In der Zeit, da ich da war in Groß-Dreben, kam die Gräfin Alten, die Schwester des Ministers, durch Groß-Dreben. Der Präsident wußte es drei Tage vorher; und nun glaubten wir alle, die Welt sollte untergehen, so ein Lärmen wurde im Hause. Das lächelnde Bildchen, der Präsident, sah mich ein paar Mal mit so finstern Blicken an, daß mir nicht wohl zu Muth wurde.

„Putzen Sie sich ja, so prächtig Sie können, liebe Julie!“ sagte die Präsidentin, und ich Arme; denn, lieber Oheim, frisch gestanden, Ihr reiches Geschenk zu meinem Brautputz war großentheils ganz in der Stille weggegeben, damit mein Herr und Gemahl das Glück, was er an mir gefunden hatte, zu Pferde überlegen könnte, wo er, wie Sie wissen, erhabene Gedanken hat. Der Befehl der Präsidentin setzte mich also in eine kleine Angst. Ich putzte mich, so viel ich konnte; und mein Herr sagte, daß ich aussähe, wie

die Königin von Golkonda, wo alle Edelgesteine zu Hause gehören. Dabei fiel mir die Schnur Perlen ein, die an dem Gemählde sitzt, und die Brillanten, worin es gefaßt ist. Geschwind schlug ich die Perlenschnur doppelt um meinen Hals, und das Gemählde ruhte auf meinem Herzen. Luise steckte mir noch eine große Blume und ein paar Federn auf die Stirn, und nun war ich fertig.

Die Gräfin Alten erschien, wie es einer so reichen und vornehmen Dame gebührt. Sie war geputzt, wie eine Fürstin. Man bewunderte ihren Geschmack, die Pracht ihres Schmucks. „Sehen Sie, und bewundern Sie, Frau von Wolf!" sagte das Bildchen, mich heranwinkend. Ich ging, schaute und bewunderte.

„Sie vergessen aber," sagte die Gräfin Alten auf einmal und sehr angenehm — „daß dieser schönen, jungen Frau der schönste Schmuck gebührt, den sie auch trägt. Ich habe nie schönere und ausgesuchtere Perlen gesehen, als diese." „Sie nahm die Schnur Perlen, die ich trug,

auf ihre Finger; und die Schönheit meiner Perlen wurde allgemein bewundert.

„Wohl eine Beute aus Italien?" fragte das Bildchen, ein wenig unhöflich.

Mein Gemahl antwortete, sich bückend, sehr höflich auf diese plumpe Frage: „Meine Kriegsbeute, Herr Präsident, ist dieser Arm, und das Gefühl, daß ich keinen Raub begangen habe." Das Bildchen lächelte und bückte sich. Ich stand auch ein wenig gebückt und voll Schaam unter den Blicken, die meine Perlen bewunderten; denn ich mußte die Frage erwarten: „Wo ich sie erbeutet hätte?" Was konnte ich sagen? Luise macht auf die Länge der Perlenschnur, mich zu ehren, aufmerksam. Sie zog die Schnur höher empor, und nun erschien das Gemählde.

„Nun," sagte die Präsidentin — „bei dem Anblick des Gemähldes oder der schönen Steine zur Fassung wäre die Gräfin Alten ganz aus ihrer Fassung gekommen." Ich bemerkte es nicht; denn ich schlug die Augen nieder. Luise hat auch

nichts gesehen; aber die Präsidentin sieht, daß die Gräfin Alten das Gemählde mit einer großen Unruhe betrachtet. Auch das wäre ihr nicht aufgefallen; aber die Gräfin erkundigt sich nachher mit einem Eifer, der für den Gegenstand zu angelegentlich ist, nach meiner Familie, nach den kleinsten Umständen, die mich, die meine Familie betreffen.

Die Präsidentin behauptet, daß die Gräfin das Bild gekannt haben müsse. Aber so hätte sie doch wohl gefragt, wer es wäre. Niemand that die Frage. Die Präsidentin fragte mich nachher, da die Gräfin Alten weg war, wer das Gemählde sey. Ich erzählte ihr, wie ich zu dem Gemählde gekommen. Genug, die Gräfin Alten fuhr weg, ohne sich weiter um meine Perlen, oder Steine, oder um das Gemählde zu bekümmern, und ich und mein Herr fuhren den andern Tag auch ab.

## Julie an Herrn Ludolph.

Thorwenden.

O mein lieber Oheim! die Präsidentin hat sich nicht geirrt; das verwünschte Gemählde! oder vielmehr — denn warum solle ich nicht aufrichtig seyn, meine verwünschte Eitelkeit! denn ich wußte ja von Ihnen, daß diese Perlen und diese Steine weit über meinen Stand wären. Sehen Sie, wie nun ein schreckliches Gorgonenhaupt aus diesem Geheimniß uns allen entgegen starrt!

Nach vierzehn Tagen ohngefähr fährt auf einmal ein Wagen auf unsern Hof, und mein Mann bringt die Gräfin Alten und eine alte Dame, die wir nicht kannten, zu uns auf das Zimmer. Mir fiel es wie Blei auf das Herz. Die Gräfin bittet um Verzeihung, daß eine kleine Angst sie gezwungen habe, zu uns zu flüchten. Sie freute sich indeß, daß der Zufall sie zu Bekannten geführt habe; und dabei schlug sie ihre Arme um meinen

Hals, und ist so freundlich, so vertraulich freundlich, als wäre ich ihre Tochter.

Zwei Kerle, mit Spitzbuben-Gesichtern, sind nämlich bald neben, bald hinter, bald vor ihrem Wagen hergeritten. Die Gräfin und ihre Begleiterin gerathen dadurch so in Furcht, daß sie in dem ersten Dorfe zu bleiben beschließen, und das ist Thorwenden. Die alte Dame, welche die Gräfin begleitete, erklärte, daß der Schrecken sie krank gemacht hatte, und legte sich zu Bett.

Die Wahrheit wird sich finden, dachte ich, und nun nahm ich mir vor, wäre es möglich, herauszubringen, was mein Gemählde die Gräfin anging. Und richtig. Die Gräfin nahm mich mit sich in unser Gärtchen, und ehe ich mir's versah, war sie bei dem Gemählde. Ich erzählte, wie ich dazu gekommen, und schloß mit den Worten: „Vielleicht können Sie meine Neugierde befriedigen, Frau Gräfin; Sie können mir sagen, wen das Gemählde vorstellen soll!"

Sie sah mich groß an; aber sie wurde verlegen. „Ich?“ sagte sie — „ich? Wie meinen Sie das, Frau von Wolf?“

„Weil dieses Gemählde Sie so sichtlich interessirt.“

„In der That,“ sagte sie lächelnd und froh — „ich hatte eine Jugendfreundin, sie starb früh. Ihr ähnelt das Gemählde fast zum Sprechen. Bis auf das Haar, meine Freundin war Brünet. Sie also kennen das Gemählde nicht?“

Sie brach ab, sie fing wieder an. Sie wollte jetzt das Vaterland meines Vaters wissen, seine Jugend-Begebenheiten. Ich wußte so viel davon, als sie selbst. Aber ich sah doch nun deutlich, daß ich vielleicht von der Gräfin erfahren konnte, was das Papier verbirgt. Ich fragte nach dem Namen ihrer Freundin. Sie brach gleichgültig wieder ab. Sie verlangte das Gemählde noch einmal zu sehen. Ich zeigte es ihr. Sie besah es lange; dann erklärte sie, daß sie sich geirrt habe, aber mit einer Miene, die fast das Gegentheil sagte.

Ich weiß nicht, was mich bei dem Allen zu beunruhigen anfing. Ich wurde behutsam, und sie wurde immer freier. Am andern Morgen hob das Gespräch wieder an von meinem Vater. „Wo ist er denn?“ fragte sie.

„Er ist auf einer Reise in Schweden,“ sagte ich; aber ich setzte hinzu — „ich wüßte nicht, zu welchem Zweck.“

„In Schweden?“ fragte sie bedenklich; aber nun nahm sie ihre gewöhnliche Freimüthigkeit wieder an: Sie fragte nicht weiter. Die Spitzbuben waren vergessen. Sie fuhren ab; und mein Mann gab ihnen der Sicherheit wegen durch den Wald das Geleite. Ich war recht froh, und verbarg das Gemählde tief unter meine Sachen.

Aber seitdem ist's, als hätte ich ein Vergehen auf meinem Herzen. Mein Mann lacht dazu; aber ich schreibe es Ihnen, damit mein Vater mir Befehle giebt, wie ich mich verhalten soll.

Die Gräfin Alten an ihren Bruder, Grafen Drakenstein.

Ritberg.

Das Grab, Bruder, hat seine Todten dem Leben zurück gegeben. Olof lebt, Graf Olof lebt, Bruder, oder es müßte mich alles trügen. Entsetzlich! Und dennoch! dennoch! Es ist, als wäre meine Seele in zwei Seelen gespalten; die eine hofft, was die andere haßt. Doch das Vergangene muß mir ja vorbei seyn! muß! Aber er lebt; und er wird erscheinen! erscheinen wie immer in der furchtbaren Kraft seines Willens.

Ich bin bei Mönchborns, und finde dort eine junge Frau, deren Gesichtszüge mein Herz, meine Seele, ohne mein Wissen, bewegen. Ein glücklicher Zufall macht, daß wir vom Putz, vom Schmuck reden. Die junge Frau — ihr Mann ist ein invalider Hauptmann von Wolf — die junge Frau trägt um den Hals eine schöne Schnur Perlen, die mir auffiel, weil sie gegen den einfachen Anzug abstach.

Wir

Wir besehen die Perlen, und man zieht ein Gemählde hervor, das an den Perlen hängt, und — ich erstarre; denn das Gemählde ist Olofs Mutter, die Gyllenborg. Kein Zweifel darüber. Sie trägt dieselbe Kleidung, schwarz und weiß, wie auf dem Kniestück bei Dir, Erik! Die Rose aus dem Wappen der Gyllenborgs ragt aus der Krone hervor. Ich kannte jetzt die Perlen wieder, die Steine der Fassung. Du weißt, daß Marie es ihrem Bruder Olof schenkte, da er abreiste, und wir von ihm nichts wieder hörten.

Ich hatte Mühe, meine Unruhe, und den Sturm der Empfindungen zu verbergen, der in meiner Seele bei dem Anblicke dieser Frau entstand, die meines Lebens grausamer Rachengel war, die — o die — Sieh, Erik, da zieht die finstre Vergangenheit wie ein schrecklicher Leichenzug wieder meinen Blicken vorüber; und ich fürchte, ach, ich fürchte, meine Augen werden ihm lange nachsehen müssen!

Ich ging mit der Präsidentin allein, und erkundigte mich ganz unschuldig nach

der jungen Frau, auf deren Brust das Gemählde ruhte. Ach, ich hatte sie schon an den ähnlichen Zügen erkannt, die sie mit dem Gemählde hatte!

„Sie ist die Tochter eines armen Landpredigers mit Namen Troschke,“ antwortet mir die Präsidentin ganz unschuldig.

Eines Predigers? eines armen Landpredigers? das war nicht möglich. Ich mache sie aufmerksam, wie ein armer Prediger zu diesem reichen Schmuck kommen wollte. Aber ihr Vater war Prediger, und ein armer Prediger.

Ich fuhr unter einem Vorwande zu der jungen Frau selbst. Sie hatte das Gemählde von ihrem Vater zum Aufbewahren. Ich fragte nach ihres Vaters Vaterlande, Herkommen, nach allen Kleinigkeiten. O es war Olof, o es war dieser harte, edle Olof! Sie beschrieb seine große Gestalt, seine blauen Augen, seine Narbe am Munde sogar, die er um meinetwillen — O schon wieder dieses Andenken an jene himmlische Zeit der Marter! —

Ich fragte nun, wo er wäre; und die Tochter sagte: „In Schweden." Sie kannte aber den Zweck seiner Reise nicht.

In Schweden! hörst Du, Erik, in Schweden!

Sieh, nun wird er hervortreten der Unmenschlich-Beleidigte, den ich so gränzenlos hasse, als ich ihn liebe, dieser furchtbare Mensch; er wird Rache fordern, Rache und sein Erbe! Und wir — leb wohl! Erik, leb wohl!

---

## Gräfin Alten an ihren Bruder.

Ritberg.

Ich sage mich los, Erik, los sage ich mich von dem, was kommen wird, was kommen muß. Du lächelst? O das thatest Du immer, immer, wo er finster sah! Du wälztest ihm eine Welt, Deine Welt in seinen Weg, und er — sah die Welt nicht, nicht Dich, und that, was er wollte.

Du lächelst, und siehst nicht, wie Du schon von ihm umsponnen bist! Olof ist in Schweden mit allen Familien-Papieren, die er mitnahm, und sein Sohn, — Du heilloser Lächler! ist in Deinem Hause, Dein Sekretair; — und der Günstling des Fürsten, Heider hat Dir Deinen furchtbarsten Feind in dein Haus gestohlen. Denn Heider ist sein Freund; ob er ihn kennt, das weiß ich nicht. Aber ich fürchte es. O ich fürchte alles, seitdem ich weiß, daß Olof lebt!

Ich trat in Dein Haus. Dieser junge Mensch trat ins Zimmer, und — o Du blinder Lächler! wie hast Du Deines Sohnes Züge nicht in dem Jünglinge erkannt? Ich erkannte den Vater, ich erkannte Olof in ihm, sogleich auf der Stelle, ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, ohne seine Stimme zu hören, erkannte ich ihn!

„Wie ist Ihr Name?“ fragte ich ernst.

„Troschke! Sein Vater war Prediger in Seedorf gewesen; aber abge-

reist. Wohin er gegangen war, wollte er nicht wissen.

O dieser Anblick des Jünglings, der mich wieder in meiner Jugend herrliches Paradies zurück zauberte! O dieser Ton seiner Stimme! O wie hat sie in Dein Ohr fallen können, Erik, ohne auf einmal alle Deine Plane zum Wanken zu bringen! ——

Ich konnte es nicht aushalten. Ich reiste in einer Stunde wieder ab, und mein Weg führt nahe bei Seedorf weg, wo Olof gewohnt hat als Pfarrer. Ich ging über Seedorf. — Du zweifelst, Du ungläubiger Lächler? Ich zweifelte auch. Wie wollte dieser Olof Prediger werden? Das war ja von allem das Unmöglichste!

Aber da ließ ich mir das Tauf- und Todtenregister zeigen, und mit Entsetzen erkannte ich seine Hand. Ich sende Dir, — und nun erstarre, statt zu lächeln — ein Paar Protokolle von seiner Hand. Olof lebt, Erik, Olof lebt!

Ich fragte hier nach allen Kleinigkeiten. Er ist hierher gekommen, ist hier Pfarrer geworden. Warum er nicht früher von den Todten erstanden ist? Was weiß ichs? Aber ich sage mich los von allem, was Du thun kannst. Er lebt, und ich, — ich vergehe!

---

## Antwort.

Sey ruhig! Ich danke Dir! Es ist alles so, wie Du schreibst. Wer so viel Jahre, wie Olof, ruhig in einer Hütte bleibt, wenn er in einem Pallaste wohnen kann, der steht nicht von selbst auf von den Todten. Da ist ein gewisser Herr Ludolph, der immer auf Reisen ist, Geld die Fülle hat, den Niemand auf der Welt kennt: dieser Herr Ludolph scheint Bewegung in den verstorbenen Olof gebracht zu haben. Olofs Sohn ist in Ranters-hof bei ihm gewesen; die jüngste Tochter

des Landpredigers ist von ihm an einem Offizier verheirathet, wahrscheinlich Deine Frau von Wolf, und zu allem giebt dieser Herr Ludolph das Geld. Ich habe große Lust, diesen Herr Ludolph näher kennen zu lernen.

Der Herr von Heider ist mein; den fürchte nicht! der ist mein; und liebte er den jungen Menschen in meinem Hause, wie seinen Sohn: er ist dennoch mein. Und wohlan denn, Olof, wir haben noch einen Tanz aus der Jugend auszutanzen. Er ist nach Schweden gegangen: kommt er nach Drakensten, so ist er mein. Und dieser Träumer wird nicht versäumen, das alte Schloß zu sehen, mit den hohen Thürmen, zwischen den wilden Klippen, wo seine Kindheit von seiner Mutter, wo sein wilder Muth gebildet wurde. Sey ruhig! Wir müssen vollenden, Erik!

## Graf Drakensten an den Baron Hohnberg.

Drakensten.

Hier bin ich auf meinem Stammgute, rings umgeben von hohem Gebirg und steilen unter einander geworfenen Klippen, zwischen deren Mauern die lieblichsten grünen Thäler liegen, jedes von einem schönen Quell bewässert. Es war doch eine eigene Empfindung, da ich zwischen den Gebirgen wegfuhr, immer höher hinan, und die Zugbrücke vor mir niederrasselte, ich eintrat in die hohen gewölbten Säle, die mit Bären- und Wolfsköpfen verziert waren, und mit den Portraits meiner Ahnen. Es war dennoch troz alle dem, was Lächerliches daran gefunden werden konnte, eine eigene Empfindung. Es war mir doch, als ginge ein Geisterschauer durch mein Rückenmark, als fühlte ich mich hier stolzer, edler sogar!

Und wenn ich mir denke, daß diese Rosalie mein Weib wäre, ach, ich wollte

hier sogar den unendlich langen Winter aushalten, an der reichen Tafel, welche hier das Land, die Luft, die Seen, die Flüsse liefern! Ich kann mir fast nichts schöneres denken, als diese Einsamkeit im Arm der frommen, keuschen, liebenden Hausfrau.

Liebenden? O zum Teufel! Sieh, Hohnberg, ich lege dieser wilden Leidenschaft meines Herzens, die oft, recht oft sogar blutgierig wird, alle Ketten des Nachdenkens, der Menschlichkeit, aller Tugenden an, die mir noch übrig geblieben sind, und keine ist fest genug für die mächtig rasende Leidenschaft, die mein Inneres zerrüttet!

Wer, o wer kann mich wild nennen? Sieh, die Furie der Eifersucht gießt mit jeder Minute, die ich bei ihr bin, mit ihr rede, ihr huldige, sie anbete, ihr höllisches Gift in meine Brust! Ich möchte aufrasen, wie hier der Wintersturm meines Vaterlandes; ich möchte — Gott! Gott!

Ich war schon recht weit mit ihr, mit dieser unendlich reizenden Rosalie. Sie hörte mich an, sie lächelte, wenn ich erzählte, sie fing schon an, mir alle die kleinen Vertraulichkeiten zu geben, die, wie die ersten Blüthen des Lenzes, an der Liebe hervorbrechen; da warf der Zufall einen verdammten russischen Offizier in unser Schiff, womit wir über die Elbe nach Hamburg setzten, und dieser Mensch — ach! ich möchte verzweifeln!

Ich fürchte, sie liebt ihn; und dieser Gedanke macht mich rasend.

Ich nehme mit ihr die Flucht. Ich will nach Schweden — Sieh, als ob das Schicksal hohnlachend mich zum Merkzeichen seines Spottes gemacht hätte, eben dieser Mensch holt uns in einem Kahne ein, steigt in unser Schiff, rettet in einem furchtbaren Sturme Rosalien, uns allen, das Leben. Und seitdem, sie redet nur von ihm, von seiner königlichen Gestalt, von seinem Muth, von seinem sanften Auge, von seinem warmen schönen Herzen. Ich möchte verzweifeln, und

dennoch mußte ich ruhig seyn; denn in Deutschland war ich ihr Herr nicht. In Schweden glaubte ich es zu seyn, wo sie mit Niemanden reden konnte, als mit mir — auch traute ich der Frau von Lörrach nicht. Ich komme in Schweden an, und siehe da — soll ich denn an Wunder glauben lernen? — sie redet schwedisch, sie redet es so gut als ich, und auf dem Gesicht der Frau von Lörrach seh ich ein höhnisches Lachen, das mir mein Unglück vorwirft.

O Himmel, wenn sie auch um keinen mindern Preis mein seyn will, als um den Preis meiner Hand und meines Namens, so sey es, o so sey es! Hier steht der Altar noch, an dem meine Vorfahren kopulirt sind, in seiner alten, aber reichen Pracht! O so sey es! Aber mein muß sie werden, das schwöre ich, o das schwöre ich bei allem, was mir heilig ist, bei diesem Lande, bei diesen Bergen, in deren Umfange die Gräber meiner ehrwürdigen Ahnen liegen, bei dieser stolzen Natur, bei

diesem Himmel, der auf meinen Bergen ruht! Mein soll sie seyn!

Ja, Hohnberg, ja! es sind nun schon neun Monate, daß sie in meiner Gewalt ist, und beim Himmel! ich war in der ersten Minute weiter mit ihr, als jetzt, und furchtsam bin ich gegen das Mädchen, wie ein Knabe. Ich schäme mich; aber dieses Mädchen, mit dem einfachen, demüthigen Wesen, hat dennoch in der Tiefe ihrer Seele einen Muth, eine Stärke, die mich in Erstaunen setzt, mich und die Lörrach so gut wie mich. Ist es die Reinheit ihrer Seele, die ihr diesen Muth giebt, o so — habe ich viel verloren, die Hälfte des Lebens, die Krone des Lebens! Du weißt, ich bin nicht furchtsam. Von Stockholm fuhren wir auf einem Schlitten auf dem Eise eines Flusses. Da, wo des Flusses Bett sich erweiterte, war auf einmal das Eis so durchsichtig, in einem so unbeschreiblichen Grade durchsichtig, daß wir unter dem Eise jeden Fisch sich bewegen sahen, als ob wir durch einen Zauber auf der Ober-

fläche des Wassers führen; denn das Eis war durchaus nicht sichtbar, außer nur an den seltenen Stellen, wo eine Spalte im Eise das Eis und seine Dicke verrieth.

Die Frau von Lörrach schrie laut auf, da sie den Abgrund unter sich sah, bis auf die Kiesel am Boden. Sogar das Pferd, das den Schlitten zog, erschrack vor diesem furchtbaren Anblick, und wollte seitwärts ausbeugen von dem Orte, wo es unter seinen Füßen die Tiefe sah. Ich sah hin, und mir schwindelte, wo der Fluß sich vertiefte; nur Rosalie allein sah mit einem schönen Lächeln hinab in den Abgrund, zählte die Fische, bewunderte den Anblick, daß lebende Wesen unter ihren Füßen dahin glitten.

Den Tag darauf kamen wir auf den Meerbusen. Obgleich uns die Bauern versicherten, es wäre gar keine Gefahr da, so war es dennoch sehr beängstigend, das Meer unter seinen Füßen zu wissen, und zuweilen mit dem Schlitten die obere dünne Eisdecke in den Vertiefungen des Eises zu durchbrechen, und zwei Fuß tief

einzusinken. Rosalie hatte das vorher gehört, und sie bedauerte nichts als das arme Pferd, das dabei leiden mußte.

„Fürchtest Du denn gar nichts Rosalie?“ fragte die Lörrach.

Sie lächelte. „Gott rettete mich durch den Muth des Majors in dem furchtbaren Sturm, da alles den nahen Tod verkündigte. Da zitterte ich; aber hier soll ich zittern, wo Niemand etwas fürchtet? Ich fürchte, glauben Sie mir, liebe Mutter,“ setzte sie mit einem trüben Ernst hinzu — „ich fürchte die Elemente nicht; ich fürchte nur die Menschen!“ Die Lörrach sah mich an, als hätte Rosalie mich gemeint. Ich sagte der Lörrach hernach: „Ich fürchte fast, Madame, Sie nehmen Rosalien gegen mich ein!“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete sie ernst — „aber Ihre Macht hier in diesem Lande, Ihre Bekannten hier, das Ansehen, das Sie haben, bringt Rosalien zum Nachdenken, das auch mich verdächtig machen wird.“ Ich hatte von dem Gouverneur Almquist, der meines Va-

ters Freund ist, den Befehl an die Lands-hauptleute erhalten, mich fort zu schaffen. Sie faßte Mißtrauen gegen mich; aber sie wurde desto muthiger, desto dreister. Wenn die Frau von Lörrach, die sie sehr liebt, nicht fort wollte, so blieb Rosalie eigensinnig dabei, auch nicht zu wollen; und sie behielt jedesmal den Sieg.

Und so ging unsre Reise so langsam, daß ich mit Ende des Mais hier ankam, da überall auf Höhen und Thälern der Frühling hervorbrach mitten aus dem Schooße des Winters. Wir mußten wegen des Wassers liegen bleiben. O mit welcher Freude, mit welchem Entzücken empfing sie den wärmern Süd, die erste Blume, den ersten Sangvogel! Nur gegen mich, gegen mich allein steht sie kalt und stolz; aber sie bedenkt nicht, daß der, der heiß und überschwenglich liebt, daß der auch heiß und überschwenglich hassen kann.

„Hier ist sie mein!" rufe ich jauchzend, und schlage dennoch mit der Hand vor die sinnende Stirn, wie sie mein seyn soll;

und während die Hölle, vergebene Wünsche, Zorn und Liebe in meinem Busen auf- und abwogen, geht sie in dem Burggarten zwischen den Blüthen des Frühlings, in dem jungen Grün, selig wie eine Heilige, und ruhig wie eine Königin, nichts fürchtend, weil sie nichts ahnt; nichts ahnend, weil sie, sie allein, nicht weiß, was die Leidenschaft vermag. Sie hatte Mißtrauen gegen mich gefaßt; denn ich hatte ihr zu wenig verborgen, daß ich Herr der Reise war: der kleinste Vorwand der Frau von Lörrach dafür hat sie wieder beruhigt. Sie achtet mich nicht. Sie übersieht mich. O beim Himmel, wenn Du mich nicht liebst, so sollst Du mich fürchten!

Hier ist sie auf meiner Burg, worüber ich vollkommen Herr bin. Es sind nur zwei weibliche Bedienten und zwei männliche auf dem Schloß, die alle ganz abhängig von mir sind. Sie dienen meinem Hause schon über zwanzig Jahre. Die Bewohner des Dorfs, das weit entfernt liegt, reden wie hier überall in Hrjedalen

dalen einen so verschiedenen Dialekt, daß ich keinen von ihnen verstehe. Den Leuten auf dem Schlosse ist es untersagt, zu thun, als ob ich hier Herr wäre. Sie sind mir treu.

In meiner Gewalt ist sie; und dennoch sehe ich keinen Weg, der in diesen Himmel führt! Gewalt? O Gott! wäre ich so tief gesunken? und doch fordert ihre Verachtung, ihre so wegwerfende, gleichgültige Kälte jede Minute die Gewalt auf! Wenn sie mich haßte? nein, sie liebt mich nur nicht. Sie wirft keinen unfreundlichen Blick auf mich; es ist, als sähe sie mich gar nicht. O Himmel! o Himmel!

— — —

Was ist das? Hohndorf, was ist das? Ist's doch, als wollte das Schicksal oder ein böser Geist mich zu dem entscheidenden Schritte drängen. Ein böser Geist? nein, Hohndorf, laß mich das nicht denken, daß mein Leben, meine Liebe das finstre Spiel eines Geistes aus der schwarzen Tiefe ist! Nein, schlecht bin

ich nicht; ach nur unglücklich! Wie oft habe ich versucht, diese Ketten von unzerbrechlicherm Stoffe, als Stahl, zu zerbrechen! Ach, wie oft träumte ich am Abend eines so schönen Tages, da ich ihre Unschuld, ihre Frömmigkeit bewundert hatte, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, und rufen wollte: „Ich habe Dich unendlich geliebt, Rosalie! aber ein feindseliges Geschick steht zwischen unsern Herzen! So zieh hin, sey glücklich! Und sage von mir nur: Er war ein edler Mensch; denn er gab mir die Freiheit!“ So dacht' ich, und am Morgen faßte ich auf's Neue Hoffnungen, die nie erfüllt werden sollten.

So kämpfte ich mit allen Stürmen, die das Leben und das menschliche Herz hat; so kämpfte ich, bei Gott! nur mit dem Verbrechen, das mir oft so leicht schien, das mir im Traume vorkam als vollendet. O reicht denn die Stimme eines bösen Geistes auch bis in unsre Träume? Ich kämpfte. Ich verabscheue die Gewalt, das Verbrechen. Ich dachte, hier in der Ein-

samkeit, von allen Menschen getrennt, sollte meine Gesellschaft, meine Freundschaft ihr Herz rühren; und — bei dem hohen Himmel, Hohndorf! – mit einem lächelnden Blicke, mit Einem nur, hätte diese Rosalie mein Leben von mir erhalten können, die Dankbarkeit hätte ihr meine Hand, meinen Namen gegeben.

Nein, alles blieb, wie es war. Und dennoch zögerte ich, und dennoch haßte ich nicht! Ich liebte!

Da kam mein Bedienter mit einem geheimnißvollen Gesicht zu mir, und flüsterte mir leise zu, daß ein Wachtmeister im Dorfe wäre, mit mehrern Soldaten, um Jemanden hier zu arretiren. Er hatte das von meinem Schloßverwalter gehört. Ich lasse den Alten kommen, und er entdeckt mir, daß die Wache hier zwei Leute aufsuchen wollte, gefährliche Menschen.

Sollte ich selbst? dachte ich bestürzt, und ließ den Wachtmeister kommen. Er sah mich an, und sagte: „Sie sind der Herr Graf hier? Ich habe Befehl, zwei

gefährliche Leute aufzugreifen, die hieher kommen werden.“

„Diese Leute sind?“ fragte ich wieder, ohne etwas zu ahnen.

„Zwei Deutsche. Ein langer Mann in den Funfzigen, Namens Troschke und ein zweiter in den Dreißigen, Namens Ludolph. Ich habe strengen Befehl, beide Herren mit Niemanden reden zu lassen; und sie müssen hier recht bald erscheinen.“

Ich stand wie bezaubert. „Wie? der Vater also und dieser Ludolph wußten, daß Rosalie hier, hier in Drakensten ist?“ Schon das schien einer Zauberei ähnlich, die Frau von Lörrach müßte denn — doch auch die — aber sie hatte es verrathen! Verrathen? Sie wußte nicht, daß ich hieher wollte, sie wußte nicht, daß ein Schloß Drakensten in der Welt war, und von hier aus hat sie keine Zeile ohne mein Wissen fortsenden können. Unmöglich, Hohndorf! Unmöglich! — Aber — denn ich fange an, an Zauberei zu glauben — es müßten denn Geister mit

im Spiele seyn, die mich, Rosalien, ihren Vater, uns alle wie zu Steinen auf dem Schachbrett gebrauchten. Hieher kommt Vater und dieser Ludolph? Hieher? Und im Dorfe, und auf dem einzigen Wege nach der Burg steht schwedische Wache, die beiden zu verhaften. Schwedische? schwedische, mein Freund?

Ich sendete dem alten Wachtmeister Branntwein vom Schlosse, und so hatte ich sein Vertrauen. Von hoher Hand werden die Herren verhaftet. Er zeigte mir nach vielen Umständen doch seinen Verhaftsbefehl, aus dem nichts mehr hervorging, als daß beide Gefangene nach Wasa in Finnland gebracht werden sollten, unter die Aufsicht des dortigen Gouverneurs.

Bin ich denn ein Narr, Hohndorf? Ist denn die Welt ein Mährchen? Das Leben eine Feen-Geschichte? Diese beiden wissen, daß ich hier bin, daß Rosalie hier ist, und eben, eben, wenn sie die Hände ausstrecken, ihre Beute mir zu entreißen, tritt hier für mich eine günstige Fee auf,

und verhaftet sie mitten in Schweden am Ende der Erde! Was ist das? was?

Obgleich es geschehen ist, was so unmöglich schien, was ein Traum nicht toller zusammen setzen konnte, so zweifle ich dennoch noch immer an der Wahrheit der Begebenheit, die vor meinen Augen vorging.

Ein Soldat berichtete dem Wachtmeister gerade, da ich im Dorfe war, daß sie einen Wagen mit zwei Pferden angehalten. Es war, o es war Rosaliens Vater und dieser Ludolph! Ich stand verborgen in der Menge der Zuschauer. Der Wachtmeister ging an den Wagen, fragte, in seinen Verhaftbefehl sehend, nach ihrem Namen. Rosaliens Vater antwortete dreist, nannte seinen und seines Begleiters Namen; und der Schwede, ihnen seinen Befehl zeigend, verhaftete sie beide.

Der Wagen wurde sogleich umgekehrt, mit Wache besetzt und fuhr den Weg nach Tuna.

Ich schrieb an den Gouverneur nach Wasa der Gefangenen wegen. Er ist

ein Bekannter unsers Hauses. Er antwortete: „Beide Herren wären auf hohen Befehl arretirt. Sie würden in Wasa gut gehalten. Nur dürften sie nicht schreiben, bis der Alte gewisse Papiere an den Minister ausgeliefert hätte, die, wie es schien, ein Staatsgeheimniß enthielten. Man hätte bei beiden gar kein Papier gefunden. Die ganze Verhandlung ginge durch den Sekretair des königlichen Ministers und wurde sehr geheim behandelt.“ Er versprach mir, warum ich ihn eben gebeten hatte, mir, wenn sie freigelassen werden sollten, sogleich Nachricht davon durch einen reitenden Boten zu geben.

Und nun denn! wie lange kann ich mich auf die glückliche Wendung des tollen Schicksals verlassen? Ich muß die Augenblicke nutzen. Ich ging zu der Frau von Lörrach — denn sie mußte doch den Beiden Nachricht gegeben haben: wie wollten sie sonst in dieser Wüste meinen Aufenthalt auffinden können? Ich sagte es ihr auf den Kopf zu.

Sie sah mich mit einem trüben Blicke an; dann legte sie die Hand auf das Herz, und sagte: „Herr Graf, dieses Herz soll trostlos bleiben, wenn Jemand von mir weiß, daß wir hier sind. Wie wollt' ich auch einen Brief in dieser Wüste wegschaffen können? Aber, Herr Graf," sie sah mich noch trüber an — „Wer waren die Leute, die Sie vor einigen Tagen verhaften ließen im Dorfe? Es waren keine Schweden, es waren Deutsche!"

Ich wollte sie überraschen, mochte sie glauben, ich sey es gewesen, der sie verhaften ließ; ich sagte finster: „Es war Rosaliens Vater und ihr Liebhaber Ludolph."

„Herr Graf," sagte sie, die Hände zusammen schlagend — „Rosaliens Vater? O verlorner Unmensch! Das konnten Sie?"

Ich erzählte ihr nun den Zusammenhang. Sie schwieg lange, um nachzusinnen. „Ich weiß nicht, Herr Graf," sagte sie, kopfschüttelnd — „wie Ihnen

bei allen diesen seltsamen Vorfällen nicht der Gedanke einfällt —"

„Daß ein böser Geist, daß der Teufel selbst diese Begebenheit lenket. Meinen Sie, ich —"

„Nein, ein böser Geist würde der frommen Rosalie Schutzgeist nicht werden; aber wie Sie nicht einsehen, Herr Graf, daß Sie Schritt vor Schritt mit einem Herzen, das nicht böse ist, immer tiefer in ein Verbrechen versinken, in ein Verbrechen, das Sie dennoch zu ohnmächtig sind, zu vollenden; wie Sie nicht sehen, daß ein böser Geist Sie lockt, und und daß ein guter Rosalien beschützt: das bewundere ich. Ihr Vater ist in Ketten, und sie weiß es nicht und ist ruhig."

Das sagte sie, mir schlug das Herz, ich wußte nicht, warum. Ich konnte ihr nicht antworten! Und als hätte die Prophetin Recht: da ich über den Saal ging, fiel das Wappen unsers Hauses über dem Kamin herab mir zu Füßen. Ich war ein Kind, Hohndorf, und Du wirst lachen;

aber den Tag durch wurde ich es aus meiner Seele nicht los. Das war gestern! Heute?

Sieh, da geht sie, diese Rosalie, in dem Frühlinge, und in ihrer Seele blüht ein himmlischer Frühling der Ruhe! Engel umringen sie. Die Lörrach hat Recht; und in meiner Seele flüstert die Stimme eines bösen Geistes: „Sey des Engels Verführer, und dann fahr zur Hölle!"

O Hohndorf! Hohndorf!

---

## Julie an Luisen.

Thorwenden.

Kaum kann ich die Feder halten, liebste Luise, so zittern meine Hände. Mein Vater, o mein unglücklicher Vater ist — in Schweden in Ketten geschlagen, in einen finstern, kalten Kerker geworfen, in einem wilden Lande, dessen Einwohner

vielleicht nicht einmal die Gesetze der Menschlichkeit kennen. O entsetzliches Geschick! O muß ich sagen, Gott Lob! daß mit ihm unser Freund, unser Beschützer, Herr Ludolph verhaftet ist, und meines Vaters grausames Geschick theilt.

Aber dennoch Gott Lob! O Gott Lob! daß dieser muthige Mann, daß dieser Mann, der die Welt kennt, der Leidensgefährte meines Vaters ist. O Gott Lob, daß wir den Ort ihrer Gefangenschaft kennen! Wasa heißt der Ort, dessen traurigen Namen ich jede Minute mit heißen Thränen auf der Landkarte betrachte.

„O im dunkeln Kerker,“ rief ich, die Hände ringend. Es machte keinen Eindruck auf mich, daß mein Mann mir sagte: „Daß die Sonne jetzt dort nicht unterginge.“ „An den Thurm,“ rief ich auf's Neue — „wo er sitzt, schlägt die empörte Welle des stürmenden Meers, und der heulende Nord mit Regen und Schnee.“

O liebste Luise, ich hatte die ganze Nacht nichts geträumt, als von den Stürmen, dem Frost, dem Dunkel des Nordens. Ich konnte nichts anders denken.

„Ich bitte Dich, Julie," rief mein Mann endlich — „sprich doch den alten Bedienten, und laß Dich bedeuten. Es ist ein Unglück, gefangen zu seyn, wenn auch nicht in Ketten, und sie sitzen nicht in Ketten. Höre doch den Alten erzählen!"

Ich ließ ihn kommen. Ach! ich hatte nur zuerst von ihm gehört, daß mein Vater verhaftet war. Jetzt hörte ich alles. Christoph ist von dem Wagen abgestiegen vor einem Dorfe, wo sie verhaftet worden. Christoph ist so klug nicht, zu verrathen, daß er die Verhafteten kennt. Er verfolgt nur den Wagen, der mit der Wache und den beiden Gefangenen zurückfährt.

Im ersten Nachtlager, in einem Dorfe, bietet er sich der Wache zu allerlei kleinen Diensten an, und es gelingt ihm, zu den beiden Gefangenen ins Zimmer zu kommen. Mein Vater — o Gott! den er

mir jetzt viel ruhiger beschrieb, als selbst Ludolph gewesen — giebt ihm den Auftrag, zu mir zu gehen, sobald er in Deutschland angekommen, und mir zu sagen, daß ich die Papiere meines Vaters in Sicherheit bringen soll. Das hat er kaum Zeit, zu sagen, da treibt ihn der Wachtmeister, der die Gefangenen besucht, zum Zimmer hinaus.

Am andern Morgen fahren sie weiter. Mein Vater hält beim Aufsteigen dem alten Christoph ein Papier hin, und läßt es dann beim Abfahren aus dem Wagenfenster fallen. Er nimmt es auf. Es ist mit Bleistift geschrieben, und enthält, kaum leserlich, folgende Worte: „Mein Sohn, mein Gustav, an welchem Ort der Erde, in welcher Lage des Lebens diese Worte Dich treffen, so lege sogleich Deinen Namen Troschke ab. Flieh unter einem andern Namen in die allertiefste Einsamkeit, wo Niemand Dich kennt, und harre auf Nachricht von mir. Erhältst Du binnen einem Jahre keine Nachricht von mir, so lies die Papiere, die Julie

für Dich hat, und dann thue, was die Ehre und dein eigener Wunsch gebietet."

„Ein böser Geist hat die erstorbene Flamme eines alten Hasses wieder angeblasen zur Lohe, die mich oder unsern Feind verzehren muß. Ich sorge nur für Dich, mein Gustav, und für Rosalien, die in den Händen eines Bösewichts ist. Julie ist glücklich; dein Vater war es unendlich. Das Alter ist oft eben so schwer zu tragen, als das Unglück, das mich betroffen. Ich beklage nur, daß das Schicksal einen edlen Mann mit in mein Unfall verwickelt hat. Ich werde als Gefangener nach Wasa gebracht am Bothnischen Meerbusen. Hast Du meine Papiere gelesen, so kennst Du den Namen, an den Du Dich hier in Schweden zu wenden hast, und der Dein Retter werden kann, wenn er auch der meine nicht seyn wird."

„Eine Schnur Perlen und kostbare Steine um ein Gemählde, das in Juliens Händen ist, giebt Dir die Mittel,

verborgen zu leben, und wenn Du meinst, Deinen Vater zu retten."

„Ich schaue gen Himmel, Sohn, und frage, warum ich noch verfolgt werde? Ist es die Nemesis, die spät erst ein übermüthiges Haus rächend ergreift? Wer hat mich verrathen? Wer wußte, wer ich war? Diese Dunkelheit meines Schicksals ist mitternächtlicher, als das Dunkel des Kerkers, zu dem der kalte Hochmuth mich verdammt hat."

„Oder thue ich einem Menschen Unrecht? — nun denn, den Himmel darf ich nicht anklagen; denn ich bin unschuldig."

Das las ich, liebste Luise, von meines Vaters Hand. Ich zitterte, indem ich es las, ich weiß nicht wovor. Es war, als höbe sich eine ganze Vorwelt voll Geister, voll Verbrechen, drohend gegen mich empor. Ach, Luise, ich mußte mich an meines Mannes Brust werfen, um wieder Muth zu fassen! Mein Vater im Kerker, meine Schwester in den Händen eines listigen, mächtigen, abscheulichen Bösewichts! Mein Bruder umringt, verfolgt,

ausgespäht von einem verborgenen Feinde, ewig zitternd, ewig auf der Flucht, vor einem Unglück, das er nicht kennt, und ich? — Und wir sind unschuldig, und tugendhaft. O Luise, darf ich denn den Himmel nicht anklagen?

Aber mein Mann treibt, ich soll enden. Dir, Luise, Dir, der Freundin, der Schwester, — ach Schwester? — welch eine drohende Zukunft hängt über diesem theuren Namen! — Dir vertraue ich die unglücklichen Papiere meines Vaters und meines Freundes. Mein Mann will sie Dir mit eigener Hand übergeben. Dann will er sogleich meinem Bruder den Befehl seines Vaters bringen und mit ihm den Ort seines Aufenthalts verabreden.

O Gott, Luise, wie schlägt dieses Herz! Wie schwach bin ich! Ach und wie unglücklich!

---

Herr

## Herr von Wolf an Luisen.

Thorwenden.

Meine Julie, liebste Kusine! trägt mir auf, Ihnen die seltsame Wendung des Geschicks ihres Bruders zu schreiben. Für mehr kann ich es nicht halten, obwohl es meine Julie so erschüttert hat, daß sie nicht im Stande ist, die Feder zu halten.

Ich kam den Abend spät in die Residenz. Ich ging sogleich zu des Ministers Hause. Man wies mich zwei Treppen hinauf zu dem Zimmer des Sekretairs. Ich fand oben auf einem Vorsaale zwei Leute, die, da ich mich dem Zimmer der Treppe gegenüber, wie einer mir sein Zimmer bezeichnet hatte, näherte, mir mit bedenklichen Gesichtern entgegen traten, als wollten sie mir den Eingang wehren.

Ich weiß nicht, was mir daran auffiel; aber es fiel mir auf, und so fragte ich leise und zutraulich: „Ist er darin, der Sekretair Troschke?" Sie nickten, und

ließen mich eintreten, wahrscheinlich, weil ich Uniform und den Orden trug.

Im Zimmer fand ich meinen Schwager, den ich auf den ersten Blick erkannte, beim Packen seines Koffers. Ein Mann, der bei ihm war, und den ich an der Uniform erkannte, daß er zur Polizei gehörte, obgleich er sie unter einem großen Oberrocke verborgen trug, fragte: „Wer mir die Erlaubniß gegeben, in das Zimmer zu treten?"

„Das ist mein Schwager!" rief ich und sank in Gustavs Arme.

„O Gott Lob!" rief er, mich sehend — „Sie sind Juliens Mann?" Er küßte mich. „Sie sehen," sagte er — „mich in einer Lage — Ich bin verhaftet. Und in fünf Minuten reise ich ab, ich weiß nicht, wohin."

„Ich gebiete Ihnen im Namen des Fürsten," hob der Polizeibedienter barsch an — „sich zu entfernen." Er winkte, und die beiden vom Vorsaal traten ins Zimmer.

„Ihren Verhaftsbefehl will ich sehen,“ rief ich — „sonst —“ ich legte die Hand an den Säbel. Er zeigte ihn mir. Der Befehl war richtig. Ich mußte gehorchen. „Reise mit Gott, Schwager!“ rief ich — „jetzt ist es besser, wir sprechen uns nicht. Aber ich bin ein Mann und Dein Bruder.“

Ich ließ mich sogleich beim Minister melden. Er nahm mich ruhig an, mit einem Anstande, mit einem Gesicht, das mein Zutrauen erregt hätte, wenn ich es nicht besser gewußt hätte. „Ich höre, Sie sind der Schwager des jungen Mannes, der das Unglück hat, verhaftet zu werden, und in meinem Hause. Ich leide eben so viel bei dem Unfall, als Sie selbst.“

„Was wir beide auch leiden können: Eure Exzellenz werden mir sagen können, warum er verhaftet ist.“

„Was ich weiß, will ich Ihnen sagen: seine Verhaftung ist von auswärts gefordert und mußte hier bewilligt werden. Von einem Verbrechen ist hier die Rede

nicht, nicht einmal von Gefängniß. Auch kann das nicht lange dauern. Sie selbst, Herr Hauptmann, thun besser, wenn Sie die Sache nicht zu wissen scheinen."

„Besser? ich der Schwager des Gefangenen? ich nicht zu wissen scheinen? Diese Uniform verband mich, das Leben für einen fremden Kameraden hinzuwerfen: und Er ist meines Weibes Bruder!"

„Was können Sie thun, lieber Herr Hauptmann?"

„Nichts und wieder sehr viel, Eure Exzellenz! Wir Soldaten sind es gewohnt, zu siegen oder zu sterben. Das habe ich auf zwanzig Schlachtfeldern gelernt, oft für nichts mehr, als für den bloßen Namen „Sieg" zu sterben. Der ist mein Schwager! So lange er nicht frei ist, wird mir meine Freiheit eine Kette dünken, und ich rathe dem, der meinem Schwager die Freiheit nahm, mir die meine auch zu nehmen. Denn beim Himmel, Eure Exzellenz! Sie werden sich vielleicht wundern, daß mich die Sache warm macht! — Aber, beim Himmel! bei

diesem Rock, den ich trage, bei diesem Degen, bei der Ehre meines Standes und meines Herzens, schwöre ich, zu siegen für ihn oder zu sterben! Der wird doch aufzufinden seyn, der ihm die Freiheit nimmt, und wer er ist! wo er ist — war die Gefangenschaft meines Schwagers nicht die hell leuchtendste Gerechtigkeit, preßte man ihm einen kleinen Seufzer mehr aus, als er verbrach, so — hat der Staat Geheimnisse, die ihm Ungerechtigkeiten gebieten, so hat der Bürger einen Arm, sich und das Recht zu vertheidigen und den Verbrecher zu bestrafen. Ich mag Ihnen leicht ein Prahler scheinen; aber wir sind gewohnt, ein Leben an unsre Schwüre zu setzen, und so denn Rettung! und wenn das nicht ist: volle Rache!"

„Nein, Herr Hauptmann, ein Soldat soll so denken, der Mensch auch. Aber mich dünkt, Ihr Eifer ist nicht nöthig. Was ich von der Sache weiß, so ist sie vielleicht nichts als eine Form, die streng scheint, und vielleicht Wohlthat ist. Ich

bitte Sie, für Ihren Schwager unbesorgt zu seyn!“

„So lassen Sie mich ihn sehen, ihn sprechen!“

Er schellte. Er befahl, ihn zu mir in das Zimmer zu bringen. Der Bediente kam zurück mit der Nachricht, daß er schon abgereist sey. Ich hatte in dieser Zwischenzeit gefühlt, daß mein Eifer für den armen Gustav sogar schädlich seyn konnte. Ich empfahl mich und meinen Schwager dem Minister und — wir werden ja erfahren, ob ich mich irre oder nicht, ob der Minister oder ein Anderer — denn jetzt, da Gustav verhaftet ist, jetzt, dünkt mich, ist der Zeitpunkt da, wo wir die Papiere des Vaters lesen müssen, um den Sohn, und den Vater selbst zu retten. Das meint auch Julie.

Und dann, liebste Kusine! dann, liebste Luise! — Doch ich will Ihnen nicht auch ein Prahler scheinen, obgleich Sie mir zutrauen werden, daß ich wie ein guter Soldat, und wie ein Mann mein Leben an die Gerechtigkeit setzen kann.

Und gelingt es mir nicht, sie zu retten, so soll doch der nicht lachen, der sie in den Abgrund stürzte. Ich bin ein guter Christ; aber Rache ist auch eine Tugend; denn wer sich rein weiß, der erhebe kühn die Hand zur Rache an den Verbrecher!

---

## Die Papiere.

Es wurde, so bald die Parteien zusammen waren — sie bestanden aus Luisen und ihrer Mutter, aus dem Hauptmann und seiner Frau — nachdem ein jeder das versiegelte Papier seinem Nachbar gegeben hatte, aus Furcht die verhängnißvollen Siegel zu lösen, so wurde beschlossen, daß der Hauptmann allein die Papiere lesen und entscheiden sollte, was Julie davon wissen dürfte oder nicht. Der Hauptmann nahm die Papiere, zog die Augenbraunen zusammen, setzte sich im Park unter eine Linde, die auf einem Hügel stand, und

las. Die Damen sahen ihn lesen, sahen ihn von Zeit zu Zeit sich die Augen trocknen, und dann schlug er die Papiere zusammen. Er blieb noch eine Zeitlang sitzen, als ob er etwas nachzusinnen hätte. Julie zog aus diesem Sitzenbleiben ein böses vorbedeutendes Zeichen; sie dachte an das Gorgonen-Haupt, das ihr aus den Papieren entgegen starren würde. Sie ging mit Schritten, an denen schwere Bleigewichte hingen, den Hügel hinan; aber ihr Mann stürzte ihr mit einer muthig frohen Miene entgegen und rief: „Dein Vater ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann, und ich allein will die Sache für ihn ausfechten! Es ist nichts als ein tückischer Spitzbubenstreich eines — zum Teufel! ja! eines verächtlichen Menschen! Ihr könnt' die ganze Jammer- und Freudengeschichte lesen. Sie wird Euch das Herz mit Freude füllen, und das Auge mit Thränen."

Er gab dem Fräulein die Papiere; er selbst ging tief in den Park. Die Frauen setzten sich auf den Hügel. Die Mutter

las vor. Dies war der Inhalt der Papiere:

„In Schweden lebten in angestammter alter Ehre und einfacher Pracht, nur reich durch die Liebe der Nachbarn und Unterthanen die Grafen Drakensten in Herjedalen auf dem alten Stammschloß, das nahe an Norwegens Gränze in den Alpen lag, weit hineinleuchtend in das Land mit den Thürmen und Mauern, und gefeiert und besungen durch die Sagen von Fürstenwürden, die in dunkeln Zeiten die Grafen geerbt und verdient hatten."

„Ein jüngerer Sohn des Grafen kam nach Deutschland, heirathete die reiche Erbin eines Freiherrn von Bonner. Er erhielt die Güter des Freiherrn, die fast ein Fürstenthum waren, zu Lehn; und da er selbst keine Hoffnung zu Söhnen hatte, auch seine Familie in Schweden. Die Güter fielen an den Grafen Henning; der zweite Bruder, Graf Gustav, blieb auf der Stammburg im vaterländischen Norden. Der jüngste, Graf Warner,

begleitete seinen Bruder Henning nach Deutschland. Graf Gustav heirathete aus dem alten Hause Gyllenborg die einzige Tochter, und in dem unendlichen Glück einer zärtlichen und einer neuen Liebe verließ er die einsame Stammburg nicht. Er hatte einen Sohn, Olof, unsern Troschke, und eine Tochter Marie. Er erzog seine Kinder im ritterlichen Heldensinn und in allen häuslichen Tugenden auf seiner Burg. Der Knabe Olof lebte unter dem treuherzigen Landvolk im Thal nach seinem Sinn; denn der Vater meinte, daß jede Tugend, besonders des Mannes Stärke und Muth, die Liebe für das freie Vaterland, und die Verachtung des Todes nur mit der Freiheit gedeihe, aufwachsen könne, im Leben unter dem Volke, in einem warmen Herzen, als Empfindung, nicht als Lehrsatz im Kopf, den der Lehrer einprägt, und wäre es auch mit den schönsten Beispielen Griechenlands und Roms."

„Der Knabe erstieg in schöner Freiheit die Gipfel der Felsen, deren Stirn in

ewigem Nebel verhüllt ist. Er suchte die Quellen der wilden Fels- und Winterströme auf, er verfolgte im Thale den Irrgang des Bachs, durch Seen und Thäler bis ans Meer, und im Winter schiffte er mit dem Landvolk auf den großen hölzernen Eisschuhen von Bach zu See, von See zu Bach, bis er in Tuna stand, wo sein Vater ein Gut hatte, und der Meerbusen mit seinen Pfaden von Eis vor ihm, gegen über die Küste Finnlands wie eine schwarze Wolke."

„Er kam zu Hause von seinen Irrfahrten, von seinen gefährlichen Jagden mit den Wölfen, die des Knaben Muth und sichere Hand mit dem Schießgewehr erlegte, sich schon längst als Mann fühlend, wenn andere Knaben im müßigen Mädchenspiel die Zeit verschwenden, und sein Vater, der in der Jugend eben so frei gelebt hatte, und darum in seinem Hause fast für einen Taugenichts gehalten war, legte die segnende Hand auf des Knaben Haupt, und ließ sich so des Knaben Tagewerk erzählen. Die Mutter,

stark und voll Muth die Brust, weil sie noch ein Herz voll starker Liebe trug, liebte den muthigen Knaben mit unendlicher Mutterliebe, eine Mutter, die weiter keine Freuden kannte, als ihre Kinder, Wohlthaten und Gebet."

„Da starb ihr Mann, Olofs Vater; und zugleich kam ein Brief aus Deutschland vom Grafen Henning. Er forderte seinen Neffen, den Graf Olof, als den künftigen Erben der Güter, nach Deutschland. Seine beiden Söhne waren gestorben."

„Die Gräfin konnte sich lange nicht entschließen, das Grab ihres theuren Gemahls zu verlassen, und den so frei erzogenen, muthigen, freimüthigen Olof in die Hände ihres herrschsüchtigen und durch den Verlust seiner Kinder erstarrten Schwagers zu geben. Allein ihre eigene Familie, die Nachrichten aus Deutschland hatte, wie ungern Graf Henning die Ansprüche des jungen Grafen Olofs ehren wollte, wie gern er seine Rechte dem Sohn seines jüngern Bruders,

dem Grafen Erik, zugewendet hätte — ihre eigene Familie also redete der Gräfin zu, ihren Sohn nach Deutschland zu senden, und nicht ihn vielleicht seiner Rechte auf die reiche Erbschaft zu berauben."

„Senden konnte sie den geliebten Sohn nicht; nein, das konnte sie nicht! Sie begleitete ihn selbst; und so kam die Gräfin mit ihren beiden Kindern, Olof und Marien, nach Deutschland in dem Hause ihres Schwagers an."

„Die Gräfin war nicht arm. Denn sie erbte das Vermögen ihrer Mutter. Sie glaubte also mit ihrer Familie unabhängig in Deutschland leben zu können; aber mit dem ersten Schritt in ihres Schwagers, des Grafen Hennings, Hause sah sie, daß es vergebens sey, daran zu denken. Graf Henning war der stolzeste Mann der Erde, und zugleich der allerernsteste; und paßte also durchaus nicht für den Grafen Olof, der jetzt eben noch mehr Freiheit verlangte, als ihm sein Vater gegeben hatte."

„Der fröhliche Knabe, der in der wilden großen Natur und in der liebevoll gewährten Freiheit jeden Tag anders gebildet hatte, als den gestrigen, dessen junge Seele nichts Schöneres und Höheres wußte, als die immer weiter strebende Bewegung, erstarrte vor dem Anblick des Lebens in seines Oheims Hennings Hause. Das Leben hier schien ihm erstarrt, wie die Natur in seinem Norden. Ein Tag hier im Schlosse seines Oheims war das Bild aller dreihundert fünf und sechszig Tage des Jahrs, ein ganz gleiches Bild des Jahrs, des Lebens."

„Erstarrt waren die Menschen im Hause; die Bedienten flogen zwar, aber nichts geschah, was nicht gestern auch, was nicht schon tausendmal geschehen wäre. Eine kleine Glocke war der waltende Gott dieses Lebens im Schlosse. Die Glocke bestimmte die Zeit des Essens, des Trinkens, die Bewegung der stummen Domestiken, das Athmen, das Leben, den Schlaf, die Zeit, alles. Der Zufall selbst, der so mächtig herrscht unter den Men-

schen, schien hier im Hause seine Allmacht verloren zu haben. Kein Schmerz, keine Freude konnte hier dem Befehle der Glocke und dem festen, befohlnen Anstande in diesem Hause entgegen treten."

„Der Graf Henning, stolz auf sich selbst, er war sehr unterrichtet, und ein höchst redlicher Mann — stolz auf seinen Reichthum, am stolzesten vielleicht auf seine Ahnen und auf ihre Würde, ehemals in Schweden, war durch Kabale von dem Amte, dessen er sich fähig und würdig fühlte, Minister zu seyn, zurückgedrängt, obgleich der Fürst dem stolzen, redlichen Mann Beweise einer persönlichen Achtung und eines hohens Vertrauens gegeben hatte. So legte der Graf alle Würde, die er, als Minister, gehabt haben würde, auf sein häusliches Leben, gab ihm die Ordnung einer Landesregierung, den Ernst seines Charakters, und die Pracht seines Reichthums und seines Stolzes."

„Um neun Uhr Morgens erschien der Graf im vollen reichen Anzuge, den

schwedischen großen Orden auf der Brust, an der Hand seine Gemahlin, die eben so prächtig gekleidet war, im Saal zum Frühstück, so bald die Glocke dazu ertönte. Kein Schmerz, kein Kopfweh, keine Krankheit, sobald er noch aufbleiben konnte, kein Verdruß, Nichts hielt ihn davon ab. Er erschien lächelnd — dieses Lächeln war so metallen wie sein Orden — mit einem kleinen Kopfneigen gegen die übrigen Glieder der Familie, die ihn, den Senior des Hauses, — mehr wollte er den Drakenstens nicht seyn — stehend erwarteten."

„Alle Gesichter lächelten wie seines, im Herzen mochte es aussehen, wie es wollte. Die stummen Bedienten reichten Chokolade umher. Man fragte, wie man geschlafen, und hatte Mühe, hier nicht zu schlafen."

„Dann kam, wer im Vorzimmer war — und der Graf liebte Menschen im Vorzimmer — die kleinen Geschäfte des Tages wurden mit einer Feierlichkeit abgethan, die das Gute hatte, daß sie jeden Menschen

schen in den Gränzen des Mäßigung hielt; und der Graf wurde wie ein Fürst verehrt von allen seinen Offizianten. Sein Reichthum machte viel Menschen nothwendig und erlaubte viel überflüßige.“

„Ein Spatziergang in der Hauptallee des Gartens bei gutem Wetter, wo alle Welt in gränzenloser Freiheit neben, durch, hinter, um einander herging, und die dennoch steifer war, als die Leichenprozession eines Fürsten; bei schlechtem Wetter eine Spatzierfahrt, eben so frei, und doch wie in Korso langsam, und hinter einander, brachte den Tag und die Lebensglocke bis zum Diner. Man wußte im Dorfe die Minute, wann der gräfliche Tafeldecker den Deckel von der silbernen Suppen-Terine abnahm, wann die Familie aufstand.“

„Armer, fröhlicher Olof, wie willst Du Dich in dieses holländische ewig wiederkehrende Glockenspiel des Lebens hinein finden?“

„Aber so kleinlich das alles scheinen mochte, so hatte es auch sein Gutes. Die Pracht des Grafen verschwendete, aber die Ordnung sparte wieder, und der Graf hatte zum Wohlthun, und er that wohl, freilich nur fast wie ein höheres Wesen, und nach Einer Form; aber kein Unglücklicher seiner Unterthanen verließ ungetröstet das Vorzimmer des Grafen. Kein Beamter wagte es, einen Armen zu drücken. Der Graf war im höchsten Grade gerecht; denn er kam nie in den Fall, leidenschaftlich gegen seine Unterthanen zu seyn. Seine Leute waren alle fleißig; denn die Ordnung macht fleißig, und giebt sogar den Sinn für das Schwere und für das Nützliche."

„Der Graf unterstützte junge Studirende, sogar Gelehrte; sie mußten freiich in seinem Vorzimmer ein paar Morgen gestanden haben. Diese fühlten recht wohl, daß der Graf stolz war; aber sie fühlten sich selbst nicht erniedrigt. Der Graf forderte nie etwas für das Gute, das er that."

„Vor diesem Hause hielt nun die Gräfin, Olofs Mutter, mit ihren beiden Kindern, Olof und Marie; und in eben der Minute trat der Graf mit seiner Familie unter das Portal des Hauses. Der Graf bückte sich tief gegen seine Schwägerin, und stellte sie seinem Hause vor. Dann nahm er des zehnjährigen Olofs Hand, sagte laut: „„Graf Olof von Drakensten, Herr von Ritberg; Freiherr von Alweß, Herr der freien Standesherrschaft Bruckbach!““

„Er sagte das so vornehm, als ob ein König den Erben seiner Krone der Familie vorstellt; und man begrüßte den Knaben mit einer größern Ehrerbietung, als die Mutter.“

„Man ging in einer langen Prozession in den Marmorsaal; und die Offizianten des Guts wurden zur Vorstellung vorgelassen; und dann erschien das Dorf, um ihren künftigen Herrn zu sehen, den Grafen Olof.“

„Alles war feierlich und freundlich; aber die freundlichen Gesichter bedeckten

doch manche andere Empfindungen. Der Graf Henning selbst fühlte in dem Augenblick, da er den künftigen Erben seiner Größe dem Hause vorstellte, mit einer schmerzlichen Empfindung den Verlust seiner beiden Söhne; schmerzlich und um desto schmerzlicher, da Olof der Erbe war.“

„Henning hatte seinen Bruder nicht geliebt, noch weniger liebte er seine Schwägerin. Er hatte die Gyllenborgs gehaßt, und nun dieses Bruders, und einer Gyllenborg Sohn trat nun in die Rechte seiner verlornen Söhne. Und dieser Knabe stand da vor ihm, sah ihn mit einem finstern, und doch trotzigen Blick ins Auge; und seine Schwägerin, auf deren Gesicht der Reiz der Liebe, des Glücks, und der Gesundheit lag, stand vor ihm stolz, wie es der Tochter eines schwedischen Reichsraths gebührt, mit kaltem, mißtrauischen Auge.“

„„Wie gefällt Ihnen Deutschland?“ fragte er sie.

„„Ach, alles, was das Leben beglückt und schön macht, habe ich in meinem geliebten Lande zurück gelassen, die Asche meines Mannes, und selbst, wenn ich vergleiche," fuhr sie fort — „so war die Natur dort freier und größer; und Freiheit und Größe ist nur schön."

„„So werden Sie hier das Leben schön finden; denn man lebt nirgends freier, als in meinem Hause."

„Aber in dem Herzen von Eriks Mutter, der Wittwe von dem Grafen Warner, dem jüngsten Bruder Hennings, brach doch ein Haß mit finstrer Gewalt hervor gegen die neue Familie, die jetzt eintrat. Die Schönheit der Gräfin, dieser stolze Gang, der freimüthige edle Blick hätte so viel nicht gethan; aber der Knabe Olof, von dessen blühendem Gesicht, aus dessen flammenden Augen ein langes Leben leuchtete, bewegte ihr Herz in Haß, in Neid, in Eifersucht. Sie warf von Olof einen Blick auf ihren Sohn Erik, der sich so eben vor Olof, wie ihm geheißen war, wie vor seinem

künftigen Herrn niederbeugte; und hätte nicht die lange Gewohnheit den freundlichen Blick ihres Gesichts erhalten, so hätte es der Haß zum Erbleichen gebracht.“

„Armer Olof, wie willst Du Dich mit Deinem Herzen voll schöner Liebe, voll hervorbrechender Wärme in Haß und Liebe in diesen versteckten Haß finden? Selbst Erik, der schon dreizehn Jahr alt war, und wußte, was es bedeutete, Erbe der Güter zu seyn, fühlte in dem jungen Herzen schon Neid gegen den Verwandten, der seine erstarrten Blicke von dem Oheim schon oft voll unendlicher Liebe auf Erik, den schönen Knaben, gerichtet hatte. Ja, da Erik sich vor ihm bückte, da hielt es Olofs Herz nicht länger aus, er schlang die Arme um Eriks Hals mit einer heißen Liebe und heißen Thränen, als ob er gegen die kalte Pracht seines Oheims Schutz an einem jungen Herzen suchen wollte. Aber der arme Erik, der in dieser Umarmung um seine ganze Rolle kam, die ihn seine Mutter

ängstlich gelehrt hatte, nicht zu viel und nicht zu wenig zu thun, gegen den neuen Ankömmling, sträubte sich so sehr in dieser Liebesumarmung, daß Olof sein Gesicht an die Brust seiner Mutter legte, und sie heißer umarmte."

---

## Stürme aus allen Strichen der Windrose.

„Es war Zeit, daß die Szene des Empfangs ein Ende nahm, sonst hätte Olof und seine Schwester Marie schon den ersten Tag verrathen, wie wenig sie zum Grafen Henning paßten, wie wenig die Mutter."

„Man führte sie auf ihre Zimmer, die besten im Hause, nach des Grafen Zimmern; und die gütige Mutter ermahnte nun die geliebten Kinder, die andere Sitte dieses Hauses zu achten."

„Olof versprach; denn was hätte er nicht seiner Mutter versprochen, und zu hal-

ten gemeint. Aber der Anblick der fremden Obstbäume im Garten — es war gerade der Herbst — ließ ihn sogleich alles vergessen. Er stahl sich, zitternd, daß er Jemanden begegnen möchte, die Treppe hinab, in den Garten, und da er das Haus nicht mehr sah, da hatte er alles vergessen. Er kletterte die Bäume hinan, pflückte das schönste Obst, seiner Mutter und Schwester ein angenehmes Geschenk. Er schlich sich zurück, und Niemand sah ihn. So war der erste Tag ihres hiesigen Lebens ruhig vergangen."

„Die fremde Gräfin sah einige Tage hindurch den Glockenschlag- den Muschel-Schnecken-Lebenslauf, den chinesischen stummen, abgemessenen Sklavengang des Lebens hier an. Sie hielt den Grafen Henning für einen höchst einfältigen Thoren, und alle Andere hier im Hause für feile Seelen, die sich für Gold zu diesem langweiligen, verächtlichen Götzendienst verdungen hätten, und erwartete, sie würde bald Spöttereien auf den Grafen hören."

„Sie erstaunte, daß sie sich geirrt hatte; denn die Ehrfurcht, die man dem Grafen erwies, war die höchste Wahrheit. Alle Glieder der Familie, des Hauses, alle Bewohner der großen Güter zitterten, den Grafen zu beleidigen. Sie fühlten alle die tiefste, demüthigste Verehrung gegen seinen Charakter; und die am weitesten von ihm abstanden, seine Unterthanen, liebten ihn auch so sehr, als sie ihn verehrten.“

„Die Gräfin stutzte, da sie das alles glauben mußte; aber da sie ihn nicht für einen einfältigen Tropf halten konnte, hatte sie Lust, ihn für einen eitlen Tyrannen zu halten, der allein frei seyn und alle andere in Ketten sehen wollte. Sie erstaunte aufs Neue; denn er trug die Ketten dieses Lebens nach der Uhr am leichtesten, und seine Bauern durfte Niemand in dem freien Genusse ihres Lebens stören. Er ertrug von ihnen, was der kleinste Edelmann nicht von ihnen ertragen hätte.“

„„Sey er, wer er sey,“ rief die Gräfin lebendig: — „ich bin seine Sklavin nicht. Mein Sohn ist nach dem Gesetz sein Erbe; aber nicht sein Leibeigner; und nun halb aus Eigensinn, halb aus Grundsatz unterbrach sie jetzt oft den einförmigen Gang des Schneckenlebens.“

„Der Graf bemerkte mit einer feinen Galanterie, daß es ihm nahe gehe, zu sehen, daß eine so theure Verwandtin sich von seiner Familie absondere, von einer Familie, deren Haupt einmal der Sohn seyn würde.“

„Die Gräfin erröthete; denn dieser feinen Artigkeit konnte sie doch keinen Trotz entgegen setzen. Sie entschuldigte mit kleinem Uebelbefinden ihre Abwesenheiten.“

„Ich leide oft sehr, gewiß sehr, an dem heftigsten Schmerz des Podagras; aber das Vergnügen, meine Familie um mich zu sehen, ist größer, als der Schmerz, und wenn ich klage, so ist es der Arzt, für den die Klage gehört. Ich habe den

Muth, meiner Familie nichts als ein Gesicht voll Liebe zu zeigen."

„Ich bin von Jugend auf gewohnt, nichts zu verhehlen."

„Das geht mir nah. Denn es ist großmüthiger, das zu verbergen, was andere nur beunruhigen kann. Er küßte ihr die Hand, und setzte freundlich hinzu: „Sie waren die Freude meines Bruders, meine theure Schwester; Sie sind jetzt die Mutter dieses Hauses, wahrlich das sind Sie! Ich denke, Sie werden auch die Freude Ihres Hauses seyn."

„Die Gräfin erröthete. Sie verbeugte sich tief. Sie hielt sich nach der Sitte des Hauses; aber doch nicht lange, doch nicht immer. Sie erlaubte ihren Kindern, besonders ihrem Sohn Olof, was der Graf Henning unmöglich erlauben konnte, die Freiheit zu gehen, wohin er wollte, sogar sich unter die Kinder der Landleute und in ihre Spiele zu mischen."

„Da mußte der Graf zur Nothwehr seines ganzen Lebens den Schritt wagen, die Gräfin zurückzuführen. Er ließ sich

bei ihr melden. Sie nahm ihn an. Das ganze Haus war bewegt, durch diesen Besuch. Niemand wußte, was er bedeutete."

„„Liebe, gnädige Schwester!" hob der Graf an — „ich wünsche eine offne Erklärung mit Ihnen. Meine Art zu leben mißfällt Ihnen? Rechnen Sie darauf, daß ich sie abändern will, sobald Sie mich überzeugen, daß ich Unrecht habe. Was mißfällt Ihnen denn?"

„„Ich bin Mutter, und mein Sohn muß hier jeden Bauerknaben um seine Freiheit beneiden."

„Der Graf machte große Augen. „Madame, jeder Stand hat sein Glück, das sich für ihn schickt. Mag Olof ein paar Jahre die wilde Freiheit des Bauerknaben beneiden! Aber beneidet er ihm auch dann das Leben voll Arbeit, voll Entbehrung, voll Gehorsam gegen alle andere Stände unter den Menschen? gewiß nicht! So lehren Sie Ihren Sohn, Schwester, diesem schwer beladenen Stande die einzige Freiheit gönnen, die ihm gelassen ist. Gut, er

ist freier als Ihr Sohn; das darf der Bauer seyn. Denn die Armuth, das Gesetz, die Knechtschaft, worin er lebt, erlauben ihm wenig Wünsche. Diese Freiheit ist nicht gefährlich. Geben Sie aber bei den Mitteln, welche der Reichthum, der hohe Rang, die größere Klugheit Ihrem Sohn giebt, die Gesetze zu umgehen oder die Gerechtigkeit blind zu machen, ihm auch die ungebundene Freiheit, zu thun, was ihm einfällt, so — die Macht, Madame, ist selten mäßig. In welchem Stande, Madame, finden Sie denn die großen, lüsternen, feinen Verbrecher? Doch wohl in dem Stande der Großen, denen die Gewalt, der Reichthum wurde! Darum eben soll sich Ihr Sohn gewöhnen, seinen Rang zu achten, seinen Namen, seine Ehre, damit diese die Zügel werden den unbändigen Begierden, den gesetzlosen Wünschen, die so leicht zu erfüllen sind für ihn, nicht für den Armen."

„Er schwieg. Dann hob er wieder an: „Er ist zu einem vornehmen Mann geboren: finden Sie es denn unnatürlich,

daß ich will, er soll vornehm seyn, er soll sich vornehm gewöhnen? Und eben, weil er Menschen zu beherrschen bestimmt ist, so soll er sich früh beherrschen lernen, damit er seiner Unterthanen Vater und Beschützer werden kann und nicht ihr Tyrann und ihre Geißel. Sehen Sie, darum soll er nicht so frei seyn, als die Bauerknaben, weil er ihr Herr werden soll!"

„Er hielt inne. „Frei! frei! wer ist denn frei, Madame? Nur der Bösewicht, der nichts für ein Verbrechen hält, oder der Tugendhafte, der nichts will, als das Gute. Und wo sind die beiden? die andern bedürfen alle eines Zügels. Madame, Ihr Neffe, Graf Erik, war von Natur, fürcht ich, zu einem Bösewicht bestimmt. Meine Art zu leben, die Sie so lächerlich, vielleicht, finden, hat seinen heftigen Leidenschaften, hoffe ich, für sein ganzes Leben einen Zügel angelegt. Er wird nicht gut seyn; aber er wird das Böse nur halb thun; ganz, wenn seine Jugend sein Eigenthum gewesen wäre. Ich wollte Ihnen mein gan-

zes Herz öffnen, liebe Schwester! aber diese Eröffnung bleibt in Ihrem Herzen."

„Er hielt inne. Die Gräfin sagte rasch: „Wenn Eure Exzellenz Recht haben, so sind wir Vornehmen zu bedauren; und die Bestimmung des Menschen ist doch Glück; und Glück ohne Freiheit?"

„„Was die Bestimmung des Menschen ist, weiß ich nicht so lange ich auch darüber gesonnen habe; ob die junge Frau in ihrem einsamen Leben das Räthsel des Lebens gelöst hat, mag seyn. War es Freiheit, so hat die Natur ihr Ziel verfehlt. Glück! es scheint so. Aber was ist Glück, Schwester? Was gebricht Ihnen hier? Welche Klage dürfen Sie führen? Ich gönne jedem hier, glauben Sie mir, das freundlichste Glück; aber mich dünkt, das heißt kein Unglück, wenn man von Ihnen verlangt, Sie sollen täglich ein paar Stunden den Wünschen eines Mannes aufopfern, der — der — der gar nicht glücklich ist, Madame! nicht halb so glücklich, nicht den zehnten Theil

so glücklich, als Sie, meine gnädige Gräfin!"

„Er hielt seufzend inne. „So sey es denn, ich will Ihnen denn mein Herz ausschütten. Ich verlor meine beiden Söhne an Einem Tage. Alle Freuden des Lebens schienen mit ihnen unter die Erde zu versinken. Madame, da ich allein war, raufte der Vater das Haar aus, das der Schmerz grau machte. Aber ich erschien vor den Augen meiner trostlos betrübten Gemahlin gefaßt, und sie beherrschte den Schmerz, weil sie mich stark sah. Mein Erbe war nun Ihr Sohn, Ihr Olof. Ich hatte meinen Bruder, Ihren Gemahl, nie geliebt. Ich will ihn nicht anklagen. Wir paßten nicht für einander; aber darüber darf ich klagen, daß er das Haus suchte, was mich tödtlich beleidigt hatte, das Haus der Gyllenborgs, Ihr Haus Gräfin! Klagen dürfte ich, wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte, daß er eine Gyllenborg zu seiner Gemahlin machte."

„Er

„Er küßte hier ihre Hand; dann fuhr er fort: „Es kostete mir hier nur Ein Wort, Schwester, so war das Lehn der reichen Güter mein Eigenthum, und statt Ihres Sohnes war Warner, der mich liebte, und sein Sohn Erik mein Erbe. Auch wünschte ich das, Frau Gräfin, und es hätte mich glücklich gemacht. Was mich abhielt, Frau Gräfin, war das, was Sie so verächtlich finden, meine Mäßigung; daß ich mich nicht frei fühlte, alle meine Wünsche zu erfüllen, daß ich mich beherrschen konnte; die Achtung für meinen Rang, für meinen Ruf. Daß ich Recht that, erboten sich Tausende, mir zu erweisen. Ich hörte sie nicht an. Das danke ich meiner Art zu leben; meiner Art zu leben dankte ich, daß meine Verwandten, die eben so heftig wünschten, als ich, es möchte geschehen, nicht den Muth hatten, zu intriguiren; daß sie mich genug achteten, und meine Denkweise, um ruhig zu seyn.“

„Er hob nach einer Pause wieder an: „Sie kamen an, Sie, eine Gyllen-

borg, Ihr Sohn, ein Enkel der Gyllenborgs. Haben Sie auf meinem Gesichte eine unfreundliche Miene gelesen, Schwester? kann Ihr Sohn darüber klagen? Habe ich nicht alle Ihre Wünsche erfüllt? Habe ich nicht meiner Familie Sie als die künftige Mutter des Hauses, und Ihren Sohn als den künftigen Herrn vorgestellt? Madame, ich liebte Sie nicht, nicht Ihren Sohn, da Sie mein Haus betraten, und hätte auch nur Ihre Ankunft den unglücklichen Vater an den Verlust seiner Söhne erinnert. Aber gerecht war ich gegen Sie. Meine Familie achtet mich, meine Leute achten mich, von Herzen, meine Unterthanen lieben mich. Glücklich bin ich nicht. Ein immerwährender Schmerz einer schleichenden Krankheit foltert mich. Aber ich sage mir: zum Glück hat mich der Herr aller Wesen vielleicht nicht bestimmt, aber gewiß zum Herrn, zum Beschützer, zum Erzieher, zum Vater meiner Familie, meiner Leute, meiner Unterthanen. Herrschen ist schon an sich ein Glück, unabhängig seyn: Sie

nannten es sogar die Bestimmung des Menschen. Ich bin unabhängig von dem Willen der meisten Menschen, ich herrsche über eine große Menge. Ich habe also mein Glück, das mir bestimmt war. Ich kann nicht alle Arten von Glück fordern. Aber ich fühle um desto mehr, Gräfin, daß ich mich selbst beherrschen muß, um Andere beherrschen zu können. Ich fühle, daß ich meine Familie an diese Grundsätze gewöhnen muß, besonders Sie, meine liebe Schwester, und Ihren Sohn, meinen Olof, den Erben meiner Güter, und Gott gebe! den Erben meiner Tugenden; aber nicht meines Unglücks. Und so werden Sie, eine junge Frau, leicht die gutmüthigen Schwachheiten eines unglücklichen, gewiß sehr unglücklichen alten Mannes übersehen, und seinem Wunsche leicht eine Stunde täglich schenken können!"

„Denn," setzte er auf einmal mit starren Augen hinzu — „glauben Sie mir, man wünscht es vielleicht sehr, recht sehr, daß Sie nicht so großmüthig seyn werden. Aber mir gebietet die Pflicht, meine Ehre,

daß Sie nach meiner Frau mir unter allen die Nächste sind. Ich habe Ihnen den Beweis gegeben: ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, und — Sie weinen?"

„„Ja, mein theurer Schwager, und von jetzt an, wenn Sie wollen, mein Vater, ich weine Thränen der Reue, daß ich nur einen Augenblick lang Ihr edles schönes Herz verkennen konnte." Sie legte ihr Haupt an seinen Busen. Sie nannte ihn in der Wärme ihres Gefühls sogar Du. Der Graf schüttelte den Kopf über diesen Erguß einer so wunderbaren Wärme. Er war fest überzeugt, seine Unterredung wäre vergebens gewesen. Er hatte Recht; aber nur nicht auf der Seite, wo er dachte."

„Die Gräfin versäumte keinen Morgen mehr das Frühstück, empfing den alten Herrn am Tisch, war immer mit der höchsten Pracht gekleidet, als wollte sie zu Hofe fahren. Sie versäumte nichts von allem; aber sie gewann die Liebe des Grafen nicht; denn in ihrer Lebendigkeit stieß sie doch zuweilen eine kleine Spötterei

hervor auf dies langweilige närrische Leben im Hause."

„Aber hätte sie auch die Liebe des Grafen gewonnen; ihre Kinder doch nimmermehr. Eriks Schwester, die nachherige Gräfin Alten, war ein schönes Kind. Ihre Mutter, eine stolze, an einem deutschen Hofe erzogene, Frau, die wußte, wie viel Schönheit im Leben gilt, that alles Mögliche, diese schöne Blüthe des Weibes bei ihrer Tochter in der größten Vollkommenheit zu entfalten. Das Kind war noch niemals ohne ein paar Gesichtsschleier und zehn Flügeldecken für die Haut auf Hals, Brust und Hand in der freien Luft gewesen. Das Kind hatte noch nie den Anblick des Himmels, ja noch nie den Anblick der Natur gehabt, außer was sie davon durch den doppelten Flor erlauschen konnte. Den Wagen, in dem sie mit ihrer Mutter bei der täglichen Spatzierfahrt fuhr, verschlossen Fenster, und um die zarte Haut des Gesichts vor jedem Luftstoß zu bewahren, verschlossen an der Seite, wo die kleine Gräfin Elise saß,

hölzerne Schieber und seidene Vorhänge wieder die Fenster, die den Strahl der Sonne nicht abhielten."

„Das unglückliche Kind hatte noch nicht das erfreuliche Licht des Lebens, die Sonne, gesehen, auch nicht den Lebensathem der Natur, den Wind, gefühlt, die stille, heilige Göttin, die Nacht, mit dem Sternenkranze, und den sanft leuchtenden Mond als Diadem auf der Stirn, hatte noch nie das Mädchen rings umgeben. Durch doppelte Glasscheiben hatte sie den Himmel, die ewigen Sterne, die hohe Natur, und Gott gesehen. Wohlriechende Handschuhe, durch Pomade geschmeidig, bedeckten Tag und Nacht Arm, Hände, Finger, und wurden nur dem Oheim zu Ehren ein paar Augenblicke abgelegt, wenn das Kind dem Oheim die Chokolade brachte."

„Sie kannte kein Wasser, als Rosenwasser, womit sie sich waschen ließ, und das war noch dazu jedesmal lau, und versetzt mit Mandelmehl, um die zarte Haut nicht zu verletzen. Ein heller, frischer

Strom, ein durchsichtiger See mit Ulmen umkränzt auf dem Gute, die Lebensadern und das Auge der Natur, waren ihr so fremd, als andern Kindern der ferne Ozean. Ihr Fuß, in Windeln geschlossen, hatte nichts Härteres betreten, als die weichen Teppiche ihres Zimmers und des Eß- und Gesellschafts-Saales. Ein Bedienter trug sie die Treppe hinab, und an den Wagen."

„Im Garten ging sie auf dem feinen englischen Rasen, wenn's ganz trocken war, oder sie blieb im Zimmer. Sie kannte die Welt aus Bildern, die Menschen, die Gewerbe, die Nationen, alles aus Bildern, nur ihre Familie nicht, nur die Künste nicht, die schönen und die verderblichen. Eine Sängerin aus der Hauptstadt lehrte Elisen Verse und Prosa lesen, lehrte sie gehen, tanzen, sich bewegen, lehrte sie singen. Eine Französin und ihre Mutter selbst lehrten sie die Sprache, welche der Stolz der deutschen Höfe war. Ein Musiker gab ihr Unterricht. Ein Hofmeister, der vortrefflich be-

zahlt wurde, unterrichtete die junge kleine Gräfin in den schönen Wissenschaften, und von allen Kenntnissen gab er ihr so viel, daß sie über alle Gegenstände geläufig reden könnte, wenn sie nun endlich auftreten sollte, in dem Leben, wofür sie bestimmt war. In Menschen- und Weltkenntniß war ihre eigene Mutter ihre Lehrerin."

„Anstand, Grazie, Schein waren die drei Worte, die den ganzen Unterricht enthielten; und das Kind, das noch nicht den Himmel gesehen hatte, kannte die Macht der Schönheit auf die Männer recht wohl, und sann nach, was ihre Mutter wohl unter der Liebe verstehen möchte, von der sie so viel redete."

„Das war Elisens Erziehung, und der Graf empfahl der Schwedin diese Erziehung für ihre Marie. Aber die Mutter schauderte zurück; und da der Graf ernster darüber redete, so ergriff die lebhafte junge Frau ihre Tochter, hielt sie dem Grafen entgegen, und rief: „Und müßten Blattern und häßliche Mahle die

Haut dieses Kindes entstellen, so entzieh ich dem Auge meiner Tochter den Himmel nicht, den Anblick der Natur nicht, den Anblick Gottes ihres Schöpfers, ihres Vaters nicht. Nein, wissen soll sie, warum die Völker die Sonne, die Sterne als Götter anbeteten; wissen soll sie, wie erquickend in der Hitze das Wasser und der Athem der Natur der kühle Wind ist. Um den Preis, Herr Graf, möchte ich ihr keine Königskrone erkaufen; und müßte sie auf dem Felde ihr Leben mit Arbeit ernähren. Sie soll wissen —" rief sie mit rollenden Thränen und lautem Schluchzen, erbittert und scharf — „daß sie ein Mensch ist, und daß Gott sie zum Genusse eines menschlichen Glücks bestimmt hat."

„Der Graf bückte sich höflich; aber die Heftigkeit der Frau, womit sie seine gutgemeinten Vorschläge erwiederte, erbitterte ihn doch. „Konnte sie das nicht mit ruhiger Würde sagen?" meinte er."

„Die Schwedin verhehlte gar nicht, was sie von dieser Erziehung dachte. Eli-

sens Mutter schien mäßiger; aber ihre Rache war hart, sie klagte nur dem Grafen Henning die Heftigkeit ihrer Schwägerin, und rettete den Anstand der Verwandtin."

„Die Schwedin, wahrlich ein edles Weib und entschlossen, gut zu seyn, sah den Geist der Zwietracht sein Gift über das Haus ausschütten, und sie that dem Grafen den Vorschlag, sich mit ihren beiden Kindern von ihm zu trennen. Der Graf aber warf den Vorschlag, der zweifelhaft machte, ob er sein Haus zu regieren verstände, weit weg. Wenigstens verlangte er den Sohn der Gräfin, der, wie er meinte, als der künftige Herr des Hauses, dem Hause mehr gehörte, als der Mutter. So mußte alles beim Alten bleiben; dazu kam noch, daß die kleine Marie in ihrer Freiheit, unter Sonne und Mond, schöner und frischer aufblühete, als die Gräfin Elise in ihren Mumienbanden und in ihrem Mumienkeller. Der Graf konnte sich nicht enthalten, seine Hand auf den goldenen

Lockenkopf des Kindes zu legen, wenn sie froh daher hüpfte, und ihm Biskuit zu seiner Chokolade brachte. Sie plauderte so lieblich, kindlich unschuldig, sie schmeichelte so unwiderstehlich, sie sang mit so viel Freude Trepp auf Trepp ab, daß sie allen das Herz stahl, weil sie überall war, überall. Sie flog und brachte dem Oheim sein Rohr mit dem goldenen Knopfe, oder der Tante den Sonnenschirm beim Spatziergange, ehe ein Bedienter nur wußte, was fehlte."

„Die deutsche Gräfin sah sich gezwungen, einige Mumienbanden, einige Flügeldecken ihrer Elise abzunehmen, damit Marie nicht jeden Triumph gewönne; aber eben das schärfte ihren Haß gegen die Fremde, die ohnehin schon ihrem Sohn die reiche Erbschaft nahm."

„Es wäre längst zu einem offenen Kriege gekommen, wenn nicht die Ehrfurcht vor dem Grafen, und sein Plan, den er bekannt gemacht hatte, die Deutsche in der Gränze des kalten Anstandes zurück gehalten hätte. Elise war dem Grafen

Olof bestimmt, und Marie dem Grafen Erik. Diesen Plan belächelte die Schwedin. Es waren noch Kinder. Aber die Feindschaft zwischen den beiden Müttern wurde immer schärfer."

„Die junge Gräfin war noch immer sehr schön, obwohl sie Mutter von zwei Kindern war; ihre Schönheit erhielt einen größern Reiz mehr durch die Unbefangenheit, durch die Unschuld, durch die Einfachheit ihres Benehmens. Sie zog aller Herzen an. Ihre Schwägerin, die sehr schön gewesen war, hatte nichts übrig behalten, als eine große königliche Figur, und einen edeln Anstand, der nur fein war, nicht steif. Sie war stolz darauf. Sie redete oft von dem Alter und der Würde des deutschen Adels und dem Range einer Hofdame. Die Schwedin lächelte dazu, und schwieg. Aber da die Deutsche einmal spitz sagte: „Ich weiß nicht, Frau Schwester, ob Ihre Marie bei dieser Erziehung jemals den Anstand haben würde, Hofdame zu werden:" antwortete die Schwedin: „Den soll sie nicht

haben! Es mag Ihnen ehrenvoll scheinen, einer Fürstin Gesellschafterin zu seyn: die Gyllenborgs sind gewohnt, die Wächter des Throns und des Königs zu seyn. Sie haben wohl Kronen vergeben!" Und dabei stand die demüthige Frau zum ersten Mal selbst wie eine Königin da, und auf ihrer Wange zeigte sich die Wärme, womit sie das sagte."

„Die Schwägerin erblaßte, sie wendete ihr Auge, aus dem der Zorn hervor strahlte, zum Schutz auf den Grafen; aber der Graf, in dessen Brust der Schwede noch nicht erstorben war, sagte: „Ja, liebe Schwester, wenn das königliche Haus in Schweden ausstürbe, so könnte ein Gyllenborg König werden, oder selbst da die kleine Marie Königin."

„Der ehrgeizige Graf schmeichelte sich selbst; aber er warf nun mit den Worten die brennende Fackel des unversöhnlichen Hasses in den Busen der ehemaligen Hofdame, die auf einmal einen unendlichen

Abstand des Ranges zwischen sich und der Schwedin sah.“

„Der Graf gab indeß die Hoffnung nicht auf, seine junge Schwägerin noch für sein prachtvolles, ruhiges, eintöniges Leben zu gewinnen; aber es war unmöglich: denn seine Schwägerin trug in ihrem Herzen ein noch prächtigeres Leben, das Leben des Ideals, das aus der Erinnerung und der Hoffnung bestand, der Erinnerung an ihre schöne Jugend, an ihre erste Liebe zu dem Grafen, ihrem Gemahl, an das Schäferleben auf ihrem Gute in Herjedalen im kurzen Sommer, und an das genußreiche Leben der frohen Gesellschaften, der Jagden, der Reisen, der Erziehung ihrer Kinder, und ihres eigenen Herzens, durch Lektüre im Winter; der Hoffnung, daß ihre Kinder eben die Seligkeit finden sollten im Leben durch die Liebe, durch die Unabhängigkeit, durch die schöne Einsamkeit in der Natur, und der Hoffnung, ach, der hohen Hoffnung, daß nach dem Leben sie den Mann wieder finden würde, von dessen Grabe sie

ein hartes Geschick getrennt hatte. Wie konnte sie dieses himmlische Geisterleben hingeben für die todte unbewegliche kalte Pracht des Grafen! Wie wollte sie ihren Kindern dieses unendliche Glück, das sie gefühlt hatte, entziehen!"

„„Nein, nimmermehr!" rief sie, und schloß schluchzend ihre beiden Kinder an die tief bewegte Brust — „und müßtet Ihr, ungeehrt von Menschen, unter den Sorgen des Lebens Eure Tage zubringen. Ein Augenblick meiner Seligkeit, ein Augenblick meiner himmlischen Liebe ist mehr werth, als der ganze Reichthum Eures Oheims, o des unglücklichen Mannes!"

„Und von diesem Augenblick an, gereizt von dem grellem Widerspruch ihres jetzigen Lebens mit ihren Idealen, erbittert durch den Haß ihrer Schwägerin, war sie entschlossen, ihre Kinder nach diesen Grundsätzen allein zu erziehen."

## Der Haß geht auf.

„Es wohnt in des Menschen Brust ein gewaltsamer, blinder Geist der Zerstörung, der Geist des Trotzes; die Menschen nennen ihn das blinde Schicksal, sie wissen nicht, daß er in ihrer Brust wohnt. Er ist schlimmer als Haß: der Haß zerstört nur fremdes Glück, der eigensinnige Trotz das eigene Glück. So ging es in dem Hause des Grafen Henning der Schwedin. Hätte sie nicht den Entschluß gefaßt, ihre beiden Kinder nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen zu erziehen, so hätte alles gut gehen können.“

„Denn ihre beiden Kinder bemächtigten sich nach uud nach mit ihrem freien Muth der Herzen aller Menschen im Schloß, auch des Grafen. Des Grafen Plan war eine Doppelheirath der Kinder, so bald sie erwachsen wären. Jederman wußte diesen Plan, alle billigten ihn; und so mußte Eriks und Elisens Mutter nach und nach die Kinder der Fremden als ihre

ihre eigene ansehen: der Haß wäre vergangen unter schönern Wünschen, unter bessern Hoffnungen, unter Liebe. Aber Olofs Mutter, schon gereizt, fand den Plan des Grafen despotisch.“

„Er, der Graf, wollte sich anmaßen, er, ein Fremder, den Herzen, der Liebe ihrer Kinder zu gebieten, was sie, die Mutter, sich nicht anmaßte! Sie fühlte die geheime Lust, den Plan des Grafen zu zerstören, und die junge lebendige Frau hielt es nicht hehl, daß sie diese Lust hatte.“

„So wurde hier ein Herz gegen das andere gekehrt. Olof hätte sich vielleicht unter den ehrwürdigen Stolz seines Oheims gebeugt, wenn man den Gehorsam nicht zu hart als Nothwendigkeit gefordert hätte. Der Knabe wollte geben, und seine Verwandten wollten ihm entreißen, was er frei geben wollte. Seine Schwester Marie war eben so, nur daß ihr Geschlecht den freien Sinn des Mädchens halb verhüllte. Und so kam es zuletzt, daß der Graf, obwohl mit Wider-

willen seine Einwilligung gab, daß die Schwedin mit ihren Kindern das große Gartenhaus im Park bezog, wo sie für sich allein lebte.“

„Der Graf zürnte tief in der Seele über die eigensinnige Frau, die so wenig dankbar dafür war, daß er ihren Sohn zu seinem Erben eingesetzt hatte. Im ersten Augenblicke des Unmuths flogen ein paar drohende Worte über seine Lippen, daß Graf Erik ihm in der Erbschaft so nahe wäre, als Olof. Eriks Mutter hörte die Drohung, und in ihrem Herzen wurde aufs Neue die Hoffnung lebendig, daß ihr Sohn dennoch Erbe werden könnte, wenn Olof fort führe, des Grafen Zorn brennend zu erhalten; und thäte er das nicht, so war sie fest entschlossen, fleißig zuzuschüren.“

„Die Schwedin erfuhr die Drohung des Grafen; denn der Graf wollte, daß sie sie erfahren sollte. Sie sagte nichts, als mit dem Stolz einer Königin: „„Mag er, wenn er darf! Olof soll nicht mit einer Kette am Arm und Fuß das Erbe er-

kaufen! Sein kleines Erbe in Schweden, das seine Vorfahren sich mit Tugenden erkämpft haben, ist ehrenvoller, als das Fürstenthum in Deutschland, das unserm Hause ein Weib schenkte."

„Der Graf wußte die Antwort, und mit Zusätzen, eine Stunde darauf wieder. Er lächelte, er sagte: „„Sie denkt, wie ein Gyllenborg denken soll!"" Aber die Wunde eiterte doch in seinem tiefsten Herzen. Aber sein Herz eiterte nicht allein; in aller Herzen ging der Haß auf, der hier giftiger war, weil jeder ihn unter der Maske der freundlichsten Höflichkeit tragen mußte."

„Es war wahr, das Haus der Schwedin war ganz und gar das Gegentheil von des Grafen Hennings Hause. Die Glocke hatte keinen Theil an dem dortigen Leben, sondern — die wildeste Unordnung, sagte der Graf. Die beiden Kinder lebten mit den Domestiken sogar, die beim Grafen nur mit Blicken und Winken, nicht mit Worten regiert wurden, im schönen Vertrauen des Kinderherzens. Olof,

der von Schweden her gewohnt war unter dem Landvolk zu leben, war zuweilen im Dorfe, unter den Landleuten, als Zuschauer des Erndtefestes, der Weinlese; und, hingerissen von der allgemeinen Lust und von seiner Brust voll Liebe, sprang er zuletzt unter den frohen Haufen, und führte den Tanz auf mit der hübschesten Bauerdirne."

„Der Graf ließ am andern Tage Olof holen. Olof fühlte auf dem Hinwege zum Grafen sein Uurecht wohl, seine Unbesonnenheit; aber da der Graf beim Empfang des Knaben Thorheit niedere Gesinnung hieß, vor der seine Verwandten erröthen mußten: da mußte Olof sich vertheidigen, und vertheidigte sich mit Lebhaftigkeit. Das war ein neues Verbrechen, Vertheidigung statt Unterwerfung, woran der Graf gewöhnt war. Der Graf kündigte dem jungen Menschen in einer feierlichen Versammlung der ganzen Familie Stubenarrest auf drei Tage an."

„Der Graf wollte ein Schauspiel aus der Sache machen. Seine Gemahlin

hatte den Auftrag, Olof zu bereden, seinen Oheim um Verzeihung zu bitten. „„Mir geschieht Recht oder Unrecht,““ sagte der vierzehnjährige Knabe recht laut — „„das kann ich nur entscheiden. Aber ich muß, weiß ich.““ Er ging auf das Zimmer, was sein Oheim ihm angewiesen hatte.“

„Der Graf sah wohl, daß des Knaben Betragen so übel nicht war; aber er fühlte dennoch in seinem Innern einen Widerwillen gegen ihn. Die ganze Familie theilte mit dem Grafen den Unwillen. Sie warfen alle ängstliche und ehrerbietige Blicke auf den beleidigten Herrn des Hauses. Er sagte lächelnd zu Olofs Mutter: „„Diese unwürdige Scene, Madame, haben Sie zu verantworten!““

„Die Mutter, die den Ehrgeiz ihres Sohnes kannte, die wußte, mit welchen Empfindungen der Reue und der selbst bewußten Schuld, mit welchen weichen, aufgelösten Empfindungen Olof zu seinem Oheim gegangen war, und die wußte, welche schmerzvolle Gefühle des erlittenen Unrechts die Seele ihres Olofs jetzt fül-

len mußte, vertheidigte ihren Sohn mit der Stärke der Mutter. Sie nannte den Sohn unschuldig, und ihren Schwager grausam."

„Solche Kleinigkeiten waren es, welche die Herzen immer weiter trennten, und jede Seele mit Eigensinn, Widerstand, Trotz, Unwillen und Haß füllten."

„Aber über die junge Welt hielt ein besserer Geist seine Hand, daß der Haß nicht auch ihre Herzen füllte. Die Gräfin Elise war in ihrem Glashause, in ihrem Mumienkasten dennoch aufgeblüht, wie die schönste Blume an der Brust des Frühlings, unter dem Einflusse der Sonne und der Luft. Die Natur hatte sie zu einer Grazie gemacht; die Kunst hatte sie nur verschönert. Sie war jetzt zwölf Jahre, sie schien fast ganz herangewachsen."

„Die Mutter gab ihr nun mehr Freiheit, und selbst die Schwedin erstaunte über den lieblichen Reiz des jungen Mädchens, über ihre natürliche, unbefangene Güte. Sie hätte Elisen ge-

liebt, wenn sie nicht die Tochter ihrer Mutter gewesen wäre. Sie zog noch mehrere Herzen an sich. Mit Olof war eine Veränderung vorgegangen, seit Elise, von ihrem Schleier entbunden, in der freien Luft erschien."

„Er kam ungebeten in die Gesellschaft seiner Verwandten, er hing sich an die langsame Wallfahrt des täglichen Spatziergangs. Er unterwarf sich dem starren Gesetz des Theetrinkens. Er war besser und sorgfältiger gekleidet. Der Graf meinte, seine Majestät hätte den jungen Menschen zahm gemacht; aber nein: es waren die Reize Elisens, seiner Muhme, die er nicht anders sehen konnte, als in der Gesellschaft seines Oheims."

„Elise hatte schon längst einen kleinen Theil an Olof genommen. Das arme Mädchen haßte die Gefangenschaft, worin ihre Mutter und ihre Verwandten sie hielten. Sie beneidete Marien die Freiheit, die sie hatte, wenn sie sie durch die doppelten Fensterscheiben im Garten gehen, laufen, springen sah. Sie wünschte

nur einmal, auch so ohne ihre Tanzmeisterin, springen zu dürfen. Wenn ihre Verwandten von Olofs Widersetzlichkeit mit Unmuth redeten, so nahm sie ihn schweigend in Schutz. Sie fühlte eine Achtung gegen den Knaben, der sich ertrotzte, was ihr Bruder nur heimlich wünschte, und Olof beneidete, — die Freiheit."

„War Olof bei ihrem Bruder, hörte sie seine Stimme, so öffnete sie leise die Thür, damit sie hören konnte, was Olof erzählte, und sie horchte mit Freuden; denn Olof erzählte von seinen Schnee- und Eisfahrten in Schweden, von seinen Streifzügen im wilden Gebirg; erzählte, wie er oft den Weg verloren, eingeschlossen von pfadlosen Klippen und stürmenden Winterbächen, wie er da von Fels zu Fels gesprungen, wie das flüchtige Eichhorn seiner Wälder, bis er muthig und froh das Leben sich gerettet hatte."

„So hatte sie ihn oft erzählen hören; und sie sah sogar durch die Oeffnung der Thür, wie sein Auge funkelte beim An-

denken der besiegten Gefahr, wie seine Wange sich in den schönsten Purpur tauchte, und das blaue Auge in noch schönere Thränen, wenn er von dem Grabe seines Vaters redete, von der Liebe seiner Mutter, von den schönen Spielen mit Marien im heimischen grünen, lebendigen Thal; und eben dieses Kind, das da mit dem lächelnden Gesicht horcht, jetzt lächelt, jetzt weint, bei der Erzählung im andern Zimmer, eben dieses Kind hört von der unbedachten Mutter, daß dieser Olof einst ihr Gemahl werden wird; hört mit kindischem Lächeln den Rath, daß sie ja alles thun soll, um die Blicke des Knaben auf sich zu ziehen, und seine Neigung."

„Das alles ist schon in Elisens Herzen, das früh von der Mutter über sich selbst unterrichtet wurde, vorgegangen, und nun, nun erscheint sie endlich — das war ihr lang ersehnter Wunsch, die schon erlernten Künste einmal gebrauchen zu dürfen — endlich erscheint sie in der Welt, in der Gesellschaft, entschlossen, des schö-

nen Triumphs der männlichen Huldigung in der ganzen Ausdehnung zu genießen, und eben so fest entschlossen von ganzem Herzen, den Mann zu lieben, der sie liebte, und neben das Mädchen, mit dem verlangenden Herzen, trat nun mit scheuer, verborgener Neigung, die sie allein merkte, der Jüngling, dem ihre Hand bestimmt war."

„Freilich gebot ihr der Anstand ihrer Familie, der strenge Befehl ihres Oheims, die buhlerische Lehre ihrer Mutter, und der sichere Wink der Natur, tief zu verbergen, was sie sollte, was sie gelernt hatte, und was sie anfing, zu fühlen; aber der Instinkt lehrte sie dennoch, mit der Miene der höchsten Gleichgültigkeit, mit ein paar Blicken, mit einer Bewegung ihrer Arme, mit dem Anfange eines Gesanges, mit dem Accente auf einem Worte, so oder so, unsichtbare Fäden um sein Herz zu schlagen, den Wunsch in seinem Herzen zu erwärmen, und eine ferne Hoffnung mit lebendem Hauch anzuathmen."

„Ach, schon dies, daß sie die Waffen nun gebrauchen durfte, die jedes Weib nach ihrer Mutter Lehre führen muß, war ihr ein Triumph, und ihr ganzes Wesen wurde nun eine kindische Buhlerei gegen Olof, die Niemand merkte; Olof am wenigsten.“

„Elisens Herz war nicht verdorben; denn es trat jetzt erst ins Leben; aber ihr Kopf war von der Mutter verdreht, die am Hofe mit den Künsten der Buhlerei die erste Rolle gespielt hatte. Sie heirathete nachher den Grafen Warner, ohne ihn zu lieben. Sie hielt die Liebe höchstens für einen schönen Schleier über ein Auge voll Begierde, und über von Lust glühende Wangen. Sie hatte mit Elisen viel von Liebe geredet; aber wie es immer geht, die widersprechendsten Dinge, so daß Elise die Liebe für ein schönes Spiel der Buhlerei hielt, und für ein schönes Räthsel, dessen Auflösung, das sah sie wohl, ihre Mutter verschwieg.“

„Mit dem Worte „Mann“ hatte die Mutter wiederum so viel finstere miß-

trauische Vorstellungen verbunden, und dennoch, wie das wieder immer so geht, so viel Tugenden von Elisen für den Mann gefordert, daß Elise wohl that zu glauben: man muß einen Mann haben, wie man Vermögen haben muß; aber an dem Worte „Mann" hing ein Nebenbegriff, der eben nicht lachend war. Kurz, die Mutter hatte, so viel sich's thun ließ, um die zehn Gebote ganz in ihrem Unterrichte durchschlüpfen zu lassen, ihrer Tochter Kopf völlig verdreht. Elise war entschlossen, des einzigen weiblichen Triumphs, den sie kannte, zu genießen; und das allein mußte ihre Phantasie, sammt dem Gefühl an Olof knüpfen; denn er war der Gegenstand ihres Triumphs."

„Die unschuldige Jugend, die leichte Freude gab ihrem Spiel einen so zauberischen Reiz; ihre, in der That höchst sorgsame Erziehung hatte ihr so viel Talente gegeben; sie war so reizend, daß sie den Jüngling, der eben auf der zauberischen Gränze stand, wo das Herz sich zuerst be-

wegt, und das ganze Leben ausfüllt, wohl mit aller Kraft anziehen mußte. Das Ideal, das in seinem Herzen, wie eine neue Welt im Meer, vom Feuer emporgehoben wird, entstanden war, das Ideal, das seiner Mutter Erzählungen von ihren seligen Tagen, von ihrer ewigen Liebe — auch sie erzählte ihren Kindern, und richtete ihre Blicke auf ein Ideal, das sie selbst nicht gekannt hatte, und das sie nur träumte — diese Erzählungen der Mutter mahlten das Ideal in Olofs Brust bis auf die kleinsten Züge aus, und das Ideal stand nun, in Elisens schöner Gestalt verwirklicht, vor seinen Augen."

„Sie war das Bild der heiligen, heitern Unschuld der Jungfrau. Elisens Stirn war die offne, hohe Stirn der reinen einfachen Seele, auf die das Leben noch keine Falte des Unmuths, auf die die Schuld nie eine Falte der Reue und der Strafe ziehen wird. Dieses Gesicht, weiß wie die Lilie, und erröthet wie die Rosenknospe, die sich schamhaft öffnet; dieses fromme Auge, blau wie der Himmel, mit

den langen Wimpern halb bedeckt, wenn er hinein sah, dieser feine Mund, der nichts hatte als das Lächeln der stillsten Liebe, und diese feine Gestalt, die daher schwebte, nicht ging, wie ein Engel, der eben empor schweben will in die Himmel — ach, sie war der Engel selbst; und könnten Engel wie Menschen lieben, sagte Olof zu sich selbst: so ist Elise das Ideal der Engel, wie meines."

„Aber je mehr er so dachte, desto mehr zog er sich in eine ehrerbietige Ferne von seiner Muhme zurück. Das reizende Mühmchen hingegen konnte sich zu seinen Idealen nicht erheben; aber die Liebe hob sie dennoch bald über ihr schönes aber niederes Land der Lockungen und der Triumphe hinweg. Sie sah rings umher; unter allen Männern und Jünglingen, die sie um sich sah, sah sie nicht einen, wie Olof. In allem, was er that, erkannte sie den Mann. Dort ging er neben ihrem Bruder; sein Gang war Leben, ihres Bruders Gang Kunst. Das Pferd hatte unter

Stolz Flügel und Muth; die Andern ritten."

„Was ihre Verwandten für Fehler hielten, erkannte sie für die Tugenden des muthigen Jünglings, der nur in der Freiheit unendlichen Räumen sich bewegen kann. Ihr Herz fing an, für ihn zu schlagen; und mit dem ersten Schlage ihres Herzens für den edlen Jüngling fand sie auf einmal alle ihre Künste erbärmlich, und ihre Triumphe verächtlich."

„Jetzt erst mit diesem träumerischen Auge, mit diesem Liebreiz des weichen Lächelns, mit dieser schönen Bewegung in der Brust, die zum ersten Mal etwas Menschlichem das göttliche Geschenk der ewigen Fortdauer gab, der Liebe! wurde sie fast das Ideal, das er träumte. Sie lockte ihn nicht mehr an sich, und eine geheime Kraft zog ihn jetzt desto inniger an sie. Sie wollte keinen Sieg mehr über ihn; und jeder sanfte vertrauenvolle Blick, den sie, seinen Sieg erkennend, auf ihn warf, wurde ein schönerer Sieg, ein himmlischer Triumph. Sie nährten sich immer

mehr, und ihr Annähern wurde der Familie sichtbar."

„Olofs Mutter warnte ihn, und Olof brach in das höchste Lob Elisens aus. „„Olof, das Mutterauge täuscht sich nicht; des Liebenden Auge immer,"" sagte die Mutter, — „„traue mir, Olof. Meine Hoffnungen haben aufgehört, Meiner Kinder Hoffnungen sind die Meinigen geworden. Elise kann Dich nicht glücklich machen, mein Sohn!""

„Olof stutzte. Er versprach, aufmerksam zu seyn. Er war's; aber er sah, je schärfer er beobachtete, die Heilige in Elisen, und der Jüngling hatte nicht ganz Unrecht; die Liebe hatte Elisens Seele weit geöffnet, und erhoben, und der himmlische Strahl seiner Liebe brach sich in ihrer Seele in schönern Farben."

„Elise und Olof hatten sich genähert, näherten sich immer mehr; und da die ganze Familie ihnen lächelnde Blicke zuwarf, so wurde die stille Liebe bald Vertrauen und Freundschaft, was Olof wünschte. Denn die reinste Liebe eben

möchte, wäre es möglich, aus der Liebe eine Freundschaft machen, um ihres himmlischen Ursprungs desto gewisser zu seyn."

„Elise that nun einen Blick in die Seele des jungen Menschen, und sie fuhr bestürzt zurück über die neue Welt, die sie sah. Und er ließ sie ganz hinein sehen, in die unendlichen Tiefen seiner Seele, erstlich, weil er der Geliebten nichts verbergen durfte; zweitens weil ja keine Schuld in seiner Seele lag, sondern der hohe Vorsatz, jeden Ehrenkranz der Tugend nicht allein, sondern auch jeder Entsagung zu verdienen. Sie sah den festen Heldengeist, vor dem der glänzende Himmel des Ideals sich noch nicht zu einer grauen Regenwolke entfärbt hat; vor dem die Natur noch: die Tugend, die Wahrheit, die Schönheit, wie drei Göttinnen der Erde, hoch aufgerichtet stehen; vor dem der Mensch noch wie ein Göttersohn fühlt und handelt, und glücklich ist wie ein Göttersohn. Sie sah in seinem Herzen die Liebe, die Treue, die Ehre verbunden, sie

zu beglücken, allein sie, und mit ihr alle fühlende Wesen."

„Sie erstaunte, und noch mehr, da sie sein Treiben sah, und es mit ihres Bruders Treiben verglich. Olof hatte einen Sinn für das Schwere, für das Ernste, für das Beharrliche, und er gestand mit einer Art von begeisterter Freude, daß er diese Eigenschaft der Ordnung seines Oheims dankte, dem er sonst nicht zu viel zu danken hatte. Unter der Anleitung eines gelehrten Hofmeisters hatte er nach der Sitte seines Vaterlandes die beiden gelehrten Sprachen studirt, und die Alten gelesen und verstanden."

„Erik hatte ebenfalls eine gelehrte Erziehung nach dem Befehl seines Oheims bekommen; er wußte fast so viel als Olof; aber die Wahrheiten der Alten wurden bei Erik nur die Zierde seines Gesprächs, ein Prunkgeräth gleichsam seines Kopfs. Bei Olof ging alles in das Herz über. Es wurde die Maxime seines Lebens, seines Thuns. Er wollte handeln, wie die Alten, und er nannte Erik mit

seiner Kenntniß der Alten einen Heuchler. Erik blieb mäßig, aber Olof hatte Recht; denn Erik haßte ihn. Sie sah, Olof liebte seinen Oheim nicht; denn er haßte den Zwang mit gränzenloser Heftigkeit, und die Ketten, an welche sein Oheim ihn legen wollte. Erik fügte sich in seines Oheims Befehle mit einer erstaunlichen Leichtigkeit; aber er spottete seines Oheims hinter seinem Rücken. Olof redete immer mit Achtung von ihm."

„Aber sie sah auch, aber jetzt mit einem schönen Triumphe über sich selbst, welche Treue Olof von ihr forderte, fordern mußte. Sie sah, daß alle ihre Triumphe verloren gingen, sobald sie Olofs Liebe annahm, und sie gab sie mit einem vor Wonne schlagenden Herzen auf."

„Dann, wie sie der Liebe — aber nicht der Tugend — alle Opfer gebracht hatte, hielt sie sich würdig, des stolzen Jünglings stolze Braut zu seyn. Sie sah den Augenblick näher kommen, den himm-

lischen Augenblick, wo der edelste Mensch von ihr das Glück seines Lebens fordern würde. Sie erwartete den Augenblick mit Entzücken."

---

## Die Mutter, die Geliebte.

„Der Tod des geliebten Mannes hatte an dem Herzen von Olofs Mutter genagt, die Veränderung des Klimas, der Lebensart, der Verdruß, unter Menschen zu leben, deren Sitten den ihren so entgegen waren, der stille Kummer über ihres Sohnes immer mehr wachsende Leiden, schaft gegen Elisen, die sie für unfähig hielt, einen edlen Mann zu beglücken, die Unruhe um das Schicksal ihres Sohnes, der sich durch seine Verbindung an eine Familie schmiedete, mit welcher er nicht leben konnte, die Sorge für das Schicksal ihrer Tochter, die auch nicht glücklich war: das alles nagte so tödtlich an dem

Lebenskeim dieser Frau, daß sie in eine Auszehrung fiel.“

„Der Arzt hatte ihr den Tod angekündigt, und sie nahm diese Nachricht mit Muth auf. Sie ließ ihren Olof kommen. Er hielt die kalte abgezehrte Hand seiner geliebten Mutter in seiner. Er betrachtete sie mit zärtlichen und thränenvollen Blicken. Sie hob endlich, die leere Brust voll Athem ziehend, an: „„Mein Olof, die Worte einer Sterbenden haben ja, sagt man, einen größern Werth, und nun gar einer sterbenden Mutter! Sey nicht unruhig, mein Sohn: der Mutter Tod soll Dir keine Pflicht auflegen. Aber, Olof, der Tod ist ein hoher Standpunkt, von dem das Leben recht deutlich erscheint. Wenn es ewig dauerte, so freilich, so wäre das, was Ihr Lebenden Güter nennt, etwas, viel, alles! Aber ich habe hier den Reichthum, den Rang hassen lernen, mein Sohn! Ich habe gesehen, wie Henning fast recht hat, daß man die Freiheit aufopfern muß, will man reich und vornehm seyn. Du, Olof, wirst,

mit welchen Banden sie Dich auch an sich fesseln, hier niemals glücklich seyn. Niemals! Du wirst ihre Banden zerreißen, so bald sie Dir schimpflich scheinen werden, und so überlasse ich Dich Dir selbst. An dem Leben, das kannst Du der sterbenden Mutter glauben, ist wenig, als die Hoffnung und die Tugend. Was Glück heißt, liegt wohl mehr im Mittelstande der Menschen. Bleib Dir treu, Olof, und mußt Du einmal das alles hier aufopfern, so opfre es kühn; denn es hat wenig Werth. Deine Schwester liebt einen jungen braven Mann, nicht diesen verhaßten Erik. Sey der Beschützer ihrer Liebe. Sie hat meine Einwilligung und meinen Segen. Und nun leb wohl!""

„Und von Elisen nichts, Mutter?" fragte Olof bestürzt.

„„Nichts; denn mein Tod soll Dir keine Pflicht auflegen. Deine Verbindung ist so bald noch nicht; und Du wirst schon sehen lernen."" Das war alles, was sie sagte. Sie starb die Nacht."

„Olof hätte es für einen Frevel an seiner Liebe und an Elisen gehalten, dem Irrthum seiner Mutter über Elisen das Geringste nachzugeben. So sehr er seine Mutter auch liebte, so zerrissen sein Herz von ihrem Tode und von dem trostlosen Schmerze seiner Schwester, die sich jetzt für ganz hülflos hielt, war, so fühlte er doch, er war dem theuren Mädchen eine Genugthuung für seine Mutter schuldig."

„Der Gräfin Leiche wurde in dem Erbbegräbnisse beigesetzt. Es lag eine gute halbe Stunde vom Gute entfernt. Ein langer Zug von Wagen und Fackeln, die ganze gräfliche Familie in tiefer Trauer, begleitete den Leichnam dahin. Die Trauerzeremonie war vollendet. Olofs Schwester fiel in Ohnmacht. Man brachte sie in den Wagen; es wär der Gräfin Wagen. Der Graf stieg ein mit seiner Gemahlin; und Marie blieb bei ihnen. Olof stand noch allein im Gewölbe, den Sarg seiner Mutter mit kindlichem Schmerz betrachtend; Elise, die

sein bleiches Gesicht fürchtete, hielt sich an der Thür auf. Ihr Bruder trieb sie; denn er wollte von Marien, die er heiß liebte, etwas wissen. Sie zögerte. „„So fahr mit Olof,““ sagte Erik, und er fuhr ab. Da trat Elise zu Olof ins Grabgewölbe. „„Olof!““ sagte sie mit mitleidiger Stimme.“

„Olof, hingerissen durch den erhebenden Anblick der Gräber, und der Unsterblichkeit, durch den Sarg seiner Mutter, durch die Gedanken an ihre letzte Prophezeihung, durch den Anblick seiner Geliebten, deren schönes Gesicht, durch den Glanz der Fackeln, die im Gewölbe brannten, wie weißer Marmor, und ihm wie das Gesicht einer Leiche schien, wendete sich schnell, fast wie in einem erhabenen Wahnwitz, zu dem geliebten Mädchen. Er faßte ihre Hand, und dann knieete er selbst an den Sarg seiner Mutter. Elise knieete neben ihm.“

„Mutter! o Mutter!“ sagte er, sich auf dem Sarg niederbeugend — „o

noch einmal wirf Deinen verklärten Blick aus Deiner Seligkeit auf mich und auf Elisen zurück! Jetzt schaust Du in ihre Seele. O Elise, ich liebe Dich, mit der unentweihten, unendlichen Liebe meiner Jugend, meines Lebens. O Du, Du Elise, bist der Morgenstern meines erwachenden Lebens; Du wirst auch der Abendstern seyn meines versinkenden Lebens, wenn es der Tod verhüllt. O Elise, Dich fand ich ja in der heiligsten Lebenszeit, wo noch keine Schuld Dein Herz berührt hat; mich fandest Du ja, mit den weißen, unentweiheten Blüthen der schönen Hoffnung, der Treue, der ersten, der einzigen Liebe meines Lebens. Hier an dem Sarge meiner Mutter gieb mir ein Zeichen, wenn Du mich so liebst, wie ich Dich. — Und kannst Du mich nicht so lieben, so zieh Deine Hand aus meiner, so wende Deine thränenden Augen ab, so sage es, und laß mich sterben an dem süßen Schmerz einer unglücklichen Liebe, aber nicht an der Hölle einer Untreue! O Elise!"

„O Mutter!“ rief Elise und lehnte die Stirn auf den kalten Sarg — „ich liebe Deinen Olof ich liebe ihn, wie er mich liebt, wie Du ihn liebst! Er ist der Angelstern des Himmels, nach dem mein Auge allein schaut. Ja, Olof, ich bin Dein! Dein! Dein!“

„Da wendete sie das schöne Gesicht gegen seines, und seine Lippe berührte zum erstenmal die jungfräuliche warme Lippe der Geliebten, und durch sein Herz flog der Himmel; sein Auge war verklärt, die Särge um ihn wurden in glänzende Throne verwandelt, die Königsitze des verklärten Lebens. Er umschlang Elisen; aber er küßte sie nicht wieder. Er führte sie an den Wagen; aber er stieg nicht mit ein. Sie fuhr ab; er blieb, bis die Sonne herauf kam, in dem Todtengewölbe, dann unter dem leuchtenden unendlichen Gewölbe des Morgenhimmels und seiner Entzückungen.“

## Die Gewalt der Jugendeindrücke.

„Olof befand sich mit seinen Entzückungen mitten in seiner Heimath; Elise aber in einem unbekannten Zauberlande, wo ihr fast alles fremd war. Diese Liebe in ihrer Brust, die keine Triumphe suchte, sondern alle Triumphe dem geliebten Olof demüthig brachte, war ja die Liebe nicht, von der ihre Mutter ihr erzählt hatte. Aber sie fühlte sich glücklich, und so erhob sie sich zu Olofs Schwärmerei; und Elise, die sonst so prachtvoll geschmückte Elise, wurde einfach, wie eine Arkadische Hirtin. Eine Blume, die Olofs Hand ihr pflückte, war ihr Geschmeide, und sein Lächeln ihr Triumph."

„Es ist ja gut so," sagte die Mutter zu Erik, wenn er spöttisch lächelte, wie ein Kopf, wie Elisens Kopf, so verdreht werden könnte. Aber es war mehr Haß gegen Olof als Spott über Elisen."

„Vom Anfang an war etwas Feindliches zwischen Olof und Erik gewesen.

Olof verachtete den Sklavensinn Eriks, und Erik haßte Olof, weil er freier seyn durfte, als er. Der einzige Unterschied war: Olof verbarg seine Empfindung nicht, Erik aber. Erik fühlte aber immer schwerer das Verhältniß, worin er einmal mit Olof stehen mußte, und das der Graf Henning beständig hervor hob. Erik hoffte von Tag zu Tag, daß des Grafen Hennings Widerwillen gegen Olof einmal eine ausgezeichnete Folge haben sollte; aber vergebens. Der Graf sah Olof als ein Fürst seinen Nachfolger an, dem man alles zu Gut halten muß."

„Erik suchte den Widerwillen zwischen Oheim und Neffen zu Haß zu erheben. Er ging sehr vorsichtig zu Werke; aber es gelang ihm, und um die Zeit, da beide in die Jünglingsjahre traten, haßten Oheim und Neffe sich wirklich."

„Erik fühlte, daß, wenn Olof sich dem Heirathsplan seines Oheims widersetzte, er gewonnen Spiel haben würde. Er hatte früh gefühlt, daß Olofs

Schwärmerei zu Elisens Vorstellung des Lebens gar nicht paßte. Er machte Olofs Schwärmerei gegen Elisen, und Elisens Buhlerei gegen Olof lächerlich. Vergebens! Er sah zürnend, daß Olof und seine Schwester sich näherten. Er sah ihre Empfindung Liebe werden, er sah — und er erstaunte — daß Elise von ihm die Schwärmerei gelernt hatte."

„Er spottete; und dennoch kam er in den gleichen Fall mit Olofs Schwester, Marien. Seinem Oheim zu gefallen, stellte er sich, als liebte er Marien, und ehe er sich's versah, liebte er sie wirklich, und da er die reiche, weiche, warme Seele des Mädchens kennen lernte, wurde — ob er gleich solcher Seelen spottete — seine Liebe eine ihm selbst unbegreiflich gewaltige Leidenschaft. Er spielte den Schwärmer; wieder vergebens. Denn Marie liebte schon."

„Ein junger Offizier, ein Herr von Sommern, Verwandter von Hennings Gemahlin, hielt sich einige Wochen auf dem Gute des Grafen auf. Der An-

blick der lieblichen Marie entzündete das Herz des jungen Soldaten; und so sehr die Glocke hier alles bewachte, so fand die Liebe doch Stunden, die keine Glocke anzeigte, für sich. Marie entdeckte ihrer Mutter ihre Liebe, und die Mutter, die Erik und sein Haus haßte, nahm diese Liebe in ihren Schutz, obwohl sie sah, wie es fast unmöglich war, für Marien zum Ziel zu kommen. Aber sie war so fest entschlossen, zum Ziel zu kommen, wie Marie selbst.“

„Sie legte ihrer Tochter Hand in des Soldaten Hand, dessen festen, treuen, männlichen Charakter sie kennen gelernt hatte. Sie übergab dem jungen Mann, der nichts hatte, als seinen Degen und seine Liebe, nach und nach beträchtliche Summen von ihrem Vermögen; damit er in jeder Stunde im Stande wäre, ihrer Marie die Hand zu geben. Bei ihrem Tode übergab sie noch Marien das Uebrige ihres Vermögens, was in holländischen Papieren bestand, und ihre

schriftliche Einwilligung in ihre Verbindung mit dem Herrn von Gommern."

„Marie war zu allem entschlossen, aber Erik ebenfalls; denn seine Liebe wuchs mit jedem Tage mehr. Er kannte Mariens geheime Liebe nicht, und so schob er ihren Widerwillen auf Olofs Haß gegen sich, und er haßte Olof noch mehr, dem alles gelang, was ein Mann nur wünschen konnte, und der Eriks Wünsche alle zerstörte."

„Eriks höchster Zorn wurde erregt, daß er gar nicht einmal ein Mittel sah, dem gehaßten Olof anzukommen. Das Mittel gab ihm der Zufall oder die Vorsehung."

„Der Fürst starb. Bei der Huldigung des jungen Fürsten wurde wie gewöhnlich der Graf Henning in die Residenz als erster Vasall eingeladen. Diese Einladung hob in der Seele von Elisens Mutter die glänzende Zeit ihrer Jugend wieder empor. Sie beschloß, die Residenz in Gesellschaft des Grafen, der seine beiden

Neffen dem Fürsten vorstellen wollte, wieder zu sehen."

„Die prächtigsten Anstalten für Equipage und Kleidung wurden gemacht, und die ganze Familie ging in die Residenz ab. Auf dieser Reise schlug Elisens Herz zum erstenmal für etwas anders, als für Olof. Sie sah mit Erwartung und Unruhe dem entzückenvollen Zauberlande des Hofes, von dem ihre Mutter mit Entzücken und Begeisterung so oft geredet hatte, entgegen. Sie kamen an. Elisens Mutter wendete die acht Tage, die sie vor der Huldigung gekommen waren, an, ihre alten Bekanntschaften wieder zu erneuern, und die neuesten Moden für Elisen hier zu erjagen."

„Alles wurde nun in den Stand gesetzt. Der Tag erschien. Elise war mit Edelsteinen bedeckt, und ihr Herz schlug sehr unruhig. Sie sah ihren Olof kaum, der heute zum erstenmal in der höchst eleganten Landesuniform vor ihr erschien. Er sagte lächelnd: „„Das ist nicht für uns, Elise. Wir kennen uns

ja

ja kaum in diesen Larven.“ “ Sie lächelte nur; aber gehört hatte sie nicht, was er sagte.“

„Da öffneten die Flügelthüren sich, und sie traten in den demüthigen Kreis der Hofleute. Der Graf wurde dem Fürsten vorgestellt, und er stellte nun dem Fürsten seine Familie vor. Da warf der junge Fürst sein Auge auf die Gräfin Elise, und er hatte Mühe, seinen Blick wieder auf den alten Grafen zurückzuführen, der mit ihm redete. Aber Elisens Mutter hatte den Blick des Fürsten gesehen, den Blick voll eines frohen Erstaunens vor dem Reiz des Mädchen, und zehn andere Damen hatten es mit der Mutter gesehen, wie der Fürst, nach dem Gespräch mit dem Grafen, mit dem Auge die junge Gräfin im Saal wieder aufsuchte, wie sein Blick tiefsinnig auf dem Mädchen hängen blieb, und die zehn Damen erzählten es Elisen, und brachten sie mit der Erzählung zum lieblichsten Erröthen.“

„Der Fürst hatte von dem alten Oberhofmarschall schon eine Notiz über die

Familie. Er führte Elisens Mutter seiner Schwester, der Prinzessin Karoline, mit den höflichsten Worten zu: „„Eine ehemalige Freundin unsrer Mutter!““ Dann führte er Elisen zu seiner Schwester: „„Die junge Gräfin Draksten! Ich empfehle Sie Ihrer Freundschaft, liebe Schwester!““

„„Dieses Grazien-Gesicht der lieblichsten Unschuld,““ antwortete die Prinzessin mit ihrer Lebhaftigkeit — „„empfiehlt sich besser selbst;““ und sie warf die Arme um Elisens Nacken, sie an ihre Brust drückend. Die Prinzessin war von Elisens Alter, fast zu lebendig für ihren Rang. Elisens Kopfputz, ihr Haar, ihr Name Elise, ihr Lächeln gefielen der Prinzessin so sehr, daß sie um ihre Freundschaft bat, und ohne auf ihre Antwort zu hören, sie vom Saale wegzog, um sich in zehn Minuten so aufsetzen, so kleiden zu lassen, wie Elise, „„damit sie sogleich alle wissen, daß Sie meine Freundin sind, liebste Gräfin!““

„Die Huldigungskur war geendigt, die Prinzessin bat sich Elisen von der Mutter für den Mittag aus. Wer konnte der freundlichen Bitterin das abschlagen? Wer? Elisens Mutter am wenigsten. Sie schwamm in einem Meer von Entzücken.“

„In den paar Stunden, die Elise bei der Prinzessin zubrachte, hatten sie mit einander gesungen, gespielt, gelesen, gescherzt, gelacht, geweint. Die Prinzessin sagte ihr von den Augen des Fürsten, womit er ihr das schönste Mädchen des Erdbodens vorgestellt hatte. „„Und nun, liebste, Elise, o wir wollen tausend Freuden haben!““ Sie ließ, ehe Elise ein Wort sagen konnte, dem Fürsten sagen, sie hätte ihm etwas zu zeigen.“

„Er kam, sie zeigte ihm einen schönen Kopf des Apolls. Er sah ihn flüchtig an, lobte der Schwester schönen Geschmack, und fing mit Elisen zu reden an. Das dauerte der Prinzessin, deren Blut aus lauter Quecksilber bestand, zu lange. Sie warf sich im Nebenzimmer an ihren

Zeichentisch, um die Parze zu vollenden. Und da war sie wieder, und bat Elisen, auf der nächsten Maskerade mit ihr eine Parze zu machen.“

„Der Fürst scherzte über die schöne Schicksalsgöttin mit fröhlichem Witz, und feiner Galanterie. Seine Schwester half lebendig und mit allem, was sie dachte, vornehm herausplatzend. Elise erröthete; aber sie wollte doch glänzen, und der Fürst bewunderte ihren reichen Geist, womit sie seine Schwester besiegte. „„Mich —““ setzte er hinzu, die Hand auf das Herz legend, und sich tief verbeugend. Er schwieg, und Elise erröthete wieder.“

„Dann fuhr Elise zu Hause. Gegen ihre Mutter öffnete sie die Brust, die voll von Triumph war, und die thörichte Mutter küßte ihrer Tochter Stirn mit glühenden Wangen.“

„Olof wußte von allem nichts. Er fand Elisen unendlich reizend und liebenswürdig. Auf dem Balle, auf der Maskerade tanzte der Fürst nur einmal

mit Elisen. Er wußte schon, daß Elise die Verlobte des Grafen Olof war. Er wendete sich an den Grafen, mit der Lockspeise der höchsten vertraulichen Gnade. Aber Olof, der Enkel der Gyllenborgs, stand fest und hoch vor des Fürsten Stirn. Er erklärte einfach, da der Fürst ihn so aufmunternd fragte, in welchem Fach er einmal zu glänzen entschlossen sey, daß er auf dem Lande leben würde, wohin ihn das Geschick gestellt. Wenn nicht mein Vaterland, setzte er hinzu, meines Arms bedarfs."

„Der Fürst fragte nicht, welches Vaterland er meinte. Aber von dieser Stunde an nahm der Fürst sich in Acht, in Olofs Gegenwart mit der Gräfin Elise sich viel zu thun zu machen; und Elise redete von dem Fürsten und von seiner Liebenswürdigkeit zu Olof nicht ein kleines Wörtchen. „„Denn,"" sagte sie mit einem kleinen Nachdenken — „„das geht vorüber wie ein Traum; und dann ist's vorbei!"""

„Graf Erik hielt die beobachtenden Blicke fest auf allen. Er sah, daß Marie von dem Anblick der neuen Welt unterhalten würde; aber sie sehnte sich doch wieder nach Hause, und Erik liebte sie um destó mehr. Er sah auf den Wangen seiner Schwester einen hohen Purpur, und in ihrem Auge einen Triumph, den sie verbergen wollte. Er horchte ihr nach, und in wenig Tagen kannte er die Quelle ihres Triumphes, die Huldigung eines Fürsten. Er hatte auf den Fürsten schon lange seinen Blick geheftet; denn nach seines Oheims Plane sollte er in der Residenz noch einigen Unterricht nehmen, und dann sich im Finanz- oder im auswärtigen Departement anstellen lassen."

„Der Fürst behandelte den Bruder der schönen Gräfin ausgezeichnet gnädig; aus dem Verlobten Elisens war der Fürst in einer Minute klug geworden; aus dem geschmeidigen, und doch so ernsten, stolzen Erik wurde er es gar nicht. Auch wollte Erik erst sehen, was sein Oheim machen würde. Er beobachtete jetzt Jeden mit

scharfem Blick; denn diese Reise, das sah er, würde nicht ohne Folgen bleiben."

„Er sah, daß Elise ihre Bekanntschaft mit dem Fürsten Olofen verbarg. Er that nicht, als ob er etwas merkte. Er ließ sich anstellen; und da er gleich im Anfange einen Vorzug vor andern erhielt, so gab er das Verdienst der Achtung, die sein Oheim dem Fürsten geböte. Die Familie blieb länger in der Residenz, als der Graf gewollt hatte. Der Fürst schmeichelte dem Grafen. Elisens Mutter bat um Aufschub. Der Fürst machte sich an Erik; aber Erik war nur unterthänig. Er that gar nicht, als hätte er eine Schwester. Das Ziel, was Erik hatte, war die Erbschaft der Güter, oder Rache an Olof, der ihn verachtete. Er mußte ihn mit seinem Oheim entzweien; das konnte er, wenn Olof seine Verbindung mit Elisen abbrach."

„Das ließ sich jetzt machen, wenn dieser Schwärmer Olof, der eine Liebe forderte, die Erik umöglich hielt, wenn dieser Olof Elisens kleine Neckereien mit

dem Fürsten erfuhr. Aber Elise mußte auch den Augen seines Oheims unschuldig scheinen, damit er ihre Partie nehmen konnte. Er schaute, lächelte und schwieg; denn sein schöner Traum schien sich zu gestalten ohne seine Hülfe."

„Der Fürst liebte Elisen nicht; aber er war verliebt in sie, und der Sieg über das unbefangene Landmädchen schien ihm so leicht. Eben deshalb, weil er nur verliebt in sie war, erregte er bei Elisen die Lust, ihm den Triumph, den er träumte, zu entreißen, und ihm Bewunderung gegen das kluge Landmädchen abzuzwingen. Hier konnte Elise ja den unschuldigsten Triumph, aber auch den höchsten haben, den Fürsten in ihrem Netze zu fangen; und sogar wollte sie so boshaft seyn, seine Liebe zu einem schönen Opfer ihrer Treue gegen Olof zu machen."

„Sie konnte nicht gut widerstehen; ihre Erziehung hatte ihr diese Triumphe so reizend gemahlt. Alle die alten Eindrücke der Erzählungen ihrer Mutter wur-

den wieder neu. Kurz, sie neckte sich mit dem Fürsten, sie mochte noch so oft mit ihrem Entschlusse zu brechen sich aufrichten oder schwanken."

„Die Prinzessin, die Elisen zu lieben glaubte, und dann war sie in ihrer Freundschaft unersättlich, schrieb alle Tage an Elisen, fröhliche, zärtliche Billets, und Elise antwortete. Der Fürst, der seine Schwester kannte, besuchte sie jetzt fleißig, und so schrieb seine Schwester ein paar Worte von ihm. Elise antwortete ein paar Worte, die auch den Bruder betrafen. Der Fürst schrieb ein paar Worte, unter seiner Schwester Billet. So entstand eine Verbindung zwischen Elisen und dem jungen Fürsten, die nur eine Neckerei schien, eine unschuldige Lust der jungen frohen Herzen; aber Elise wußte, wie bald das alles ernsthaft werden kann."

„Es wurde ernst. Der Fürst gestand seine Liebe, lachend, dann ernst, dann wieder lachend. Elise nahm es lachend auf, und so unschuldig ihr Herz war —

es war unschuldig, — so verwickelte sie sich doch in ihr eigenes Gespinnst so fest, daß sie es nur mit Gewalt zerreißen konnte."

„Das fühlte sie mit Angst; aber sie zerriß es mit Muth. Sie bat ihren Oheim, der sie von allen am meisten liebte, auf das Land zurückzukehren. Sie kehrten zurück, und Olof wußte, daß er die Rückkehr in ihre schöne Einsamkeit, wo er Elisen allein haben konnte, ihr allein verdankte."

„Elise war unendlich froh, da sie sich mit dem geliebten, edeln Olof wieder in dem Schatten der hohen Linden allein sah; froh, daß die kleine Schuld ihrer Phantasie so unbemerkt zerronnen war, war sie unendlich froh, und zärtlich gegen den Geliebten. Aber nach einigen Tagen warf sie doch einen lüsternen Blick zurück auf ihre Triumphe, denen sie entsagt hatte. Ach, Olof wollte nur Liebe, und gab nur Liebe; aber keinen Triumph!"

„Sie wünschte, leise, heimlich, sogar den Wunsch bereuend — was denn? Sie wußte es selbst nicht. Sie wünschte etwas,

was vergangen war, und sie war freundlich betroffen, da ihr Wunsch von dem Zufalle — das hoffte sie — erfüllt wurde. Der Fürst jagte in des Grafen Nähe. Der Graf fuhr hinaus, und bat den Fürsten zu sich. Der Fürst ließ sich bereden."

„Elise stand im einfachen, aber dem reizendsten Putze am Fenster, da der Fürst an Olofs Seite daher ritt. Sie erröthete; ein Seufzer entflog den Lippen, die nicht lächeln konnten. Ihr Herz pochte unruhig, daß ihr Wunsch erfüllt war, daß sie es gewünscht hatte. Sie nahm sich vor, mit schneller pochender Brust, sie wollte — aber der Bediente ersuchte sie herabzukommen, und den Fürsten zu empfangen."

---

## Der Versucher.

„Elise verbeugte sich tief, aber ernst gegen den Fürsten, der die Treppe herauf

flog, um sie ins Haus zu führen. Sie führte ihn durch das leere Vorzimmer in den Marmorsaal. Der Fürst war zum erstenmal mit ihr allein. Sie erröthete noch einmal vor dem Gedanken, daß er ihrentwillen hier war. „„O zu reizendes Mädchen,““ rief der Fürst in einem vergessenden Entzücken — „„zu schöne Minute!““ Und mit dem Wort zog er Elisen an seine Brust, und sein Mund drückte ihre Lippen.“

„„O, ich weiß wohl, Gräfin,““ setzte er flüchtig sogleich hinzu, und mit einer zweideutigen halb lustigen, halb bekümmerten Miene — „„was ich verbrochen habe. Zürnen Sie schnell und streng. Ich habe einen Augenblick gehabt, in dem ich ganz glücklich war. Ich habe auch einen Brief von meiner Schwester abzugeben. Er wird nichts enthalten, nichts, als was auf den Lippen und in dem Herzen meines ganzen Hofes liegt, die Bitte, daß Sie wieder kommen.““

„Elise war doch durch die rasche Umarmung in Verlegenheit gekommen. Sie

las den Brief der Prinzessin, ihre Verlegenheit zu verbergen. Sie dankte dem Himmel, daß Jemand kam. Es war Olof. Sie erröthete noch mehr."

„So bald sie konnte, zog sie sich zurück. Sie sah den Fürsten nur in der Gesellschaft ihrer Verwandten, und sie nahm ihre Stellung an Olofs Seite; das ernste Gesicht, was sie dem Fürsten zuwendete, zu einem himmlischen Lächeln verklärend, wenn sie mit Olof redete."

„Der Fürst wurde finster, mit jeder Minute finsterer. Er redete mit dem Grafen über Landesangelegenheiten; und eh einer glaubte, hatte er einem Reitknecht gewinkt. Er bückte sich, setzte sich auf, und dahin flog er im vollen Gallop."

„Elise," sagte die Mutter, vorwerfend — „es ist der Fürst!"

„„Mutter," sagte sie im angenehmen Genuß ihrer Rache — „mir will er nicht Fürst seyn, mir ist er nichts als ein Mann. Ich habe ihm zu verzeihen, nicht Er mir." Die Mutter tadelte fort, und Elise freute sich ihrer Rache. Armes Mädchen, du weißt

nicht, daß Deine Rache, die Eifersucht, seine Liebe noch mehr entflammt! Daran dachte sie nicht, sie suchte sich sogar mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie sich so von ihm losgemacht hätte. Sie rechnete ihre Empfindung Olofen als ein Opfer an. Armes Mädchen, wie täuschest Du Dich! Das gefährliche Spiel Deiner Eitelkelt soll ein Opfer Deiner Liebe seyn!"

„Nicht lange nachher kam eine Einladung von einer Jugendfreundin der eitlen Mutter Elisens zu einem Besuche auf ihrem Gute. Die Mutter erröthete, da sie Elisen die Einladung mit einer ganz kalten Stimme vorlas. Elise erröthete ebenfalls; denn sie ahnte, der Fürst habe diese Einladung veranlaßt. Die Mutter wußte es fast gewiß; denn sie kannte ihre Freundin. Elise antwortete nicht ein Wort auf der Mutter Erklärung, daß sie diese Einladung annehmen wollte. Mutter und Tochter errötheten noch einmal. Aber den zweiten Tag sagte Elise Ja; denn sie mußte den Fürsten, wenn er dorthin kam, überzeugen, daß nicht

etwan die Gegenwart des Grafen Olofs, ihres Verlobten, sie so ernst gegen den Fürsten gemacht hatte."

„Sie fuhren dahin. Olof begleitete Elisen ein paar Meilen weit zu Pferde. Sie reichte ihm seufzend die Hand beim Abschiede aus dem Wagen. „„Olof,"" rief sie — „„nicht Eine Minute werde ich Dich vergessen!"""

„„Gute, liebe Elise,"" sagte er gerührt — „„sey nur froh! dann bin ich's auch!"" Er ritt davon. Elise weinte heftig. Die Mutter merkte es nicht. Sie sah mit einer Röthe des Verdrusses auf den Wangen zum Wagenfenster hinaus, bis sie vor dem Hause der Frau von Heinemann hielten.

„O mit welcher Ehrerbietung empfing die stolze Dame die schöne Elise! Mit welcher Feinheit goß sie das Gift der Schmeichelei in die Seele des Mädchens! Es war eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft aus der Hauptstadt da, und Elise war die gefeierte Königin dieser Gesellschaft. Man spielte, man machte

Musik, man sang, man spielte kleine Scenen aus französischen Schauspielen, man las vor; und da gar nicht die Rede von dem Fürsten war, und zwei Tage hingelaufen waren, ohne daß er erschien, so gab sich Elise der frohen Gesellschaft, ihrer Lust zu glänzen, ihrer guten Laune, ihrem schnellen Witze gänzlich hin. Sie bezauberte die Gesellschaft. Sie fühlte, die Bewunderung war keine Schmeichelei. Sie erhob die Lust und die Freude in eine höhere Region; sie wurde die Seele und das Leben einer schönern Freude. Sie genoß eines seltenen Triumphes, den ganzen Reichthum ihres Geistes zu zeigen. Das konnte sie bei ihrem Oheim nie. Die Form erstickte jeden Witz, jede Lust."

„Da kam der Fürst. Er brachte nichts mit in die Gesellschaft, als eine wärmere Freude, ein Entzücken, das sich aus seinen Augen und Herzen weiter verbreitete. Elise panzerte ihr Herz mit Weisheit; aber den zweiten Tag verwechselte sie die Ehrerbietung, die ihm wurde, mit seinem Verdienst, das Lob, das er erhielt, mit seiner

seiner Liebenswürdigkeit, und seine Macht mit seinen Tugenden. Durfte Elise, das junge Landmädchen, nicht, was so viele in der Weisheit ergraute Gelehrte dürfen? Der erste Mann seines Landes, der Erde, sagten die Hofleute, erhob Elisen durch seine Huldigungen zur ersten Frau der Erde, aller Zeiten, setzte er schmeichelnd hinzu. Es ist die gemeinste Täuschung der Liebe, aber die schönste, und auf den Lippen eines Fürsten die verführendste."

„Elise ließ sich nicht einfangen in den Zauberkreis seiner Liebe; aber sie taumelte hinein in den Zauberkreis seiner Schmeicheleien. Sie neckte ihn so lange, sie kokettirte mit ihm so lange, bis sie mit Schrecken glaubte, sie finge an, ihn zu lieben."

„Der Fürst verstand ihr Inneres nicht; aber er verstand, jeden glücklichen Zufall, jedes Gefühl, jede Aufwallung, jede Vorstellung Elisens zu nutzen; und so gerieth Elise, durch die heftige Anstrengung eben, womit sie sich aus den

Netzen losmachen wollte, immer tiefer hinein, und sie befand sich in der That auf dem Rande des Abgrunds, in den so viele versanken: da erhielt sie ein Billet von Olof. Sie las mit Selbstvorwürfen, sie las wieder, und seine Worte, wie Feuerflammen, retteten sie. Sie verglich den Fürsten mit dem Jünglinge. Sie fand, es war Eitelkeit, was sie für Liebe genommen, und die Thörin fing jetzt sicher dasselbe Spiel wieder an, um den hohen Triumph noch länger zu haben. Da entfloh ihr warnender Geist, und leise erklang in ihrem Herzen das Wort: „schuldig!"

„Sie war sicher; denn sie liebte den Fürsten nicht, und so konnte sie ihm noch näher treten. Da kam ihr Bruder Erik, der zu Hause wollte, und blieb ein paar Tage. Er warnte mit einem boshaften Lächeln seine Schwester, erinnerte sie an Olofs strenge Grundsätze."

„„Meine Grundsätze," antwortete sie lachend — „sind eben so ernst, nur mein Gesicht sieht ein wenig leichtsinnig aus, damit der Ernst schön werde.""

„Hm!" sagte Erik boshaft und reiste ab. Er ging mit Olof auf die Jagd. Olof fragte nach Elisen, was sie machte. Statt der Antwort, sagte Erik: „Der Fürst ist auch dort." Aus Eriks Ton und Eriks Blick floß Gift, und Olof fragte nicht weiter, um seine Empfindung heilig zu erhalten. Aber beide waren doch auf Einem Wege der Gedanken, und sie redeten von der Gewalt der Verführung."

„Jeder hat seinen Preis, um den er fällt," sagte Erik. Auf den Satz hatte Olof nie etwas zu erwiedern, als Verachtung oder Zorn. Aber Erik setzte kalt hinzu: „Eine Krone ist so ziemlich der Preis für alle, und ein schönes Weib spielt lieber mit einer Krone, als es sie trägt."

„Du willst Deine Schwester verläumden, Verläumder!" rief Olof, und ballte die rechte Hand."

„Sie und Dich retten, vor der Verläumdung, wenn Du ruhig hören kannst." Olof fuhr auf; aber Erik blieb ruhig.

Er ließ sich von Olof feierlich versprechen, Niemanden, selbst Elisen nicht, zu sagen, aber nie dem alten Oheim, daß er — betrogen sey! stieß er rasch hervor. „Betrogen?" rief Olof — „Betrüger!"

„Gut, das Wort war hart, Olof hart. Aber ich fürchte, Du selbst hast noch ein härteres bei Elisen's Spiel — Spiel, weiter nichts, Scherz, gute Laune. Gut, es ist des Weibes Natur, sage ich. Sie liebt Dich, ohne Zweifel. Sie macht aus dem Fürstenhut da ein Spiel, das süß ist. Was denn weiter! Wäre ich wie Du, so eilte ich hinüber, sähe unerkannt selbst, warnte, und — damit gut! Auf der Liebe, Olof, sage, was Du willst, liegt der Fluch des Paradieses so gut, als auf allem andern. Dein Wort habe ich, daß der Oheim nie etwas erfährt. Und so mache, was Du willst."

„Olof erblaßte. Dann faßte er sich wieder. Er brach das Gespräch lächelnd ab; aber in seinem Herzen war's nicht abgebrochen. Er sann, er sann. Da fiel ihm ein, mit schwerem Schmerz, die

Prophezeihung seiner Mutter an dem Sterbetage, und Winke, abgebrochne Worte seiner Schwester über Elisens Umgang mit der Prinzessin und dem Fürsten in der Hauptstadt. Er wollte Herr des Verdachts werden, des beleidigten Mißtrauens gegen die Geliebte. Er wäre es geworden; aber die Eifersucht erhob in schneller Wuth den Verdacht immer wieder."

„Ich will selbst sehen," rief er, und warf sich auf's Pferd. Er flog nach dem Gute der Frau von Heinemann. In einem nahen Dorfe blieb er; und in einem Oberrock gehüllt, einen großen Hut, tief in die Augen gedrückt, drang er von Gebüsch zu Gebüsch immer tiefer in den Park, dem Hause, den Spatziergängen näher."

„Da hörte er ihre reine, freundliche, wohlklingende Stimme durch das Gebüsch, und jeder Zweifel verschwand. Er bog die Zweige auseinander, er sah sie und verstummte. Sie ging Hand in Hand mit dem Fürsten, in der allerlockendsten Mor-

genkleidung, um Arm, Schultern und Brust fast gar nicht gekleidet. Der Schahl, der alles verhüllte, war ein Spiel der Morgenluft, und das verrätherische Spiel ihrer Bewegungen. Die offnen, lachenden Augen, auf den Fürsten geheftet, verkündigten die hohe Vertraulichkeit. Sie ging an der Seite einer Rosenhecke, und um den Zweigen zu entgehen, lehnte sie sich fest an des Fürsten Seite mit dreister Sorglosigkeit."

„Olof zitterte; aber noch hörte er nichts von dem Gespräch als die freundlichen, und, wie es ihm schien, zärtlichen Töne. Sie kämen gerade auf ihn zu, als führte das rächende Schicksal ihren Fuß. An einem blühenden Granatbaume blieben sie beide stehen, zehn Schritte von Olof. Der Fürst brach die schönste Blüthe, und im leichten Spiel steckte er die Blüthe an ihre schöner blühende Brust. „„Nein,"" sagte Elise, die Blüthe fester steckend, und im Gespräch fortfahrend — „„mein Geschlecht verhehlt die Liebe; der Mann aber heuchelt sie.""

„O möchten alle Götter der Liebe geben, daß das Ihr Fall mit mir wäre, Elise. Ich wollte mich in diese Seele tauchen, bis ich, wie der Taucher, aus dem Grunde des Meeres die unschätzbare Perle ihrer Liebe hervorgebracht hätte.“

„O doch ist der Mann ein Betrüger; er erräth das stille Geheimniß nur aus Eitelkeit, nicht weil er liebt. Darum ist es besser, wir verbergen es auf immer.“

„O habe ich es errathen, theuerste Elise, habe ich das schönste Räthsel meines Lebens errathen, so habe ich von den Göttern nichts weiter zu fordern, als Ein Lächeln von diesem himmlischen Munde, Einen Wink, einen leisen Wink dieses schönen Auges, und mein Glück würde ewig seyn!“

„Und ich würde erfahren, wie schnell eine Ewigkeit vorüber rauscht. Nein, ich kenne nur Einen Mann, der liebt.“

„„O nennen Sie mir den verhaßten Namen Olof nicht! Wer, welcher Sterbliche, welcher Unsterbliche muß Sie nicht lieben, Elise? Aber bei diesem zittern-

den Herzen, Niemand liebt Sie so, als ich allein! Wie? dieser stolze Olof, der Wünsche hat, die Sie erfüllen sollen, der Ihnen nichts, nichts bietet, als was alle Männer Ihnen bieten, Liebe, dieser — o ich lege Ihnen eine Welt zu Füßen, alle meine Wünsche, mich selbst, für Ein Lächeln, für Eine ferne Hoffnung! O Elise, ich sah Sie zuweilen gerührt, bewegt von meiner Liebe — ich sah —"

„Bin ich's denn nicht?" fragte Elise mit einem Seufzer, das schöne Haupt von ihm abwendend, und ihre Hand an seiner schlagenden Brust lassend, auf die er sie fest drückte — „Bin ich's denn nicht zu sehr? O der betrogene Olof! und wie bald werde ich sagen: Weh der betrogenen Elise!"

„Da schlang der Fürst die Arme um sie. „„Elise!"" rief er mit dem seligen Entzücken der glücklichen Begeisterung; aber da stürzte Olof hervor mit den blitzenden Augen, mit ein paar gewaltigen Tritten, mit vorgehaltenen, zum Kampf bereiten, Händen. Der Fürst, Elise

erstarrten. „„Herr Graf,““ rief der Fürst, sich erholend — „„wer gab Ihnen die Erlaubniß —““ Der Graf sah ihn mit einem Blicke der Verachtung an; dann wendete er den sterbenden Blick auf Elisen, die bleich und zitternd da stand, den erloschenen Blick auf den Boden fest geheftet, die Arme ermattet herabsenkend, und Olof sagte mit matter, tonloser Stimme: „„So läßt Du mich doch sterben an der Hölle einer Untreue? O meine Mutter! O weh! weh! O Dein rächender Engel, Elise, vergesse alle Deine falschen Schwüre am Sarge der Prophetin! Ich kann sie nicht vergessen. Leb wohl! leb ewig wohl! — o leb ewig wohl!““ Und die Hand über die Augen gedrückt, verschwand er im Gebüsch.“

„Elise stand wie fest gebannt in ihrer Stellung. Der Fürst sah mit drohenden, aber dennoch ungewissen Blicken dem Jünglinge nach, wollte etwas sagen, und vermochte es nicht. Dann wendete er sich an Elisen, mit den tröstenden Worten: „„Das wird sich machen lassen,

Elise! Ich beschwöre Sie, sich zu beruhigen.““ Mit einer heftigen Zuckung kam jetzt Leben in die erstarrte Bildsäule. Sie schlug rasch die Hände zusammen, flog nun, Schahl und alles fahren lassend, die Blicke, wie eines Blinden, vorwärts gewendet, die Arme, als müßte sie den Weg im Finstern ertappen, ins Gebüsch, Olof nach.“

„„Olof!“ rief sie mit Zettergeschrei, den Weg dahin stürzend; aber Olof ging rasch, und er verlor sich aus ihren Augen.

„Der Fürst ging ihr nach, langsam, ein wenig aus seiner Rolle gebracht. „„Er ist fort!““ so kam ihm Elise, zitternd, alles vergessend, des Fürsten Gegenwart, entgegen. Denn sie liebte Olof, sie liebte ihn unendlich. Die ganze Unterredung mit dem Fürsten war ja nichts gewesen, als ein Spiel ihrer Eitelkeit.“

„Der Fürst wollte in den alten Weg einlenken; aber Elise hörte ihn nicht. Sie sagte nichts als in einem höchst natürlich betrübten Tone: „„Ach, Sie

kennen ihn nicht, Sie kennen diesen Olof nicht! Ich, ich kenne ihn."" Und mit den Worten eilte sie neben ihm her, dem Hause zu, den Blick vorwärts auf das Haus gerichtet, ihn nicht ansehend, ihm ihren Schahl lassend, nicht einen Gedanken von ihm habend. Der Schmerz, die Liebe, die Angst hatten ihr auf einmal jede Schminke ihrer Erziehung abgestreift. Sie war nur das liebende Mädchen."

„Sie flog die Treppe hinauf, und wollte der Fürst sie halten, so rief sie: „„O Sie kennen ihn nicht. Ich kenne ihn!"" Und so eilte sie in ihrer Mutter Zimmer, und hier endlich sich fassend, brach sie, an der Mutter Busen gelehnt, in Thränen aus, erzählte schluchzend die Begebenheit, und verlangte nach Hause, sogleich nach Hause."

„Die Mutter versprach, tröstete, beruhigte, rief im lachenden Zorne: „„Welch ein Kind bist Du, Elise! Die Kleinigkeit kann Dich so erschüttern?"" Die Frau von Heinemann, die von dem Fürsten ein paar Worte gehört hatte, kam

dazu. Sie schüttete sich aus vor Lachen, über die empfindsame Schäferin, die so unendlich viel Geist hatte, und diese Kleinigkeit nicht zu nehmen wußte. „„Elise, was werden alle die Menschen, die Sie anbeten, von Ihnen sagen, wenn Sie — was der Fürst? Der Olof wird Ihnen nicht entlaufen. Eins Ihrer Zauberlächeln, eine Thräne in diesem blauen Himmel Ihres Auges, guter Gott! wie kann man zuweilen bei so viel Geist so kindisch seyn!““

„Die beiden Schlangen brachten wohl Elisens Mund zum Lächeln über sich selbst; aber sie rissen aus dem ahnenden Herzen den Schmerz und die Angst über die Zukunft nicht. Elise blieb noch zwei Tage lange hier; aber die Mutter sowohl als die Frau von Heinemann sahen, daß damit weniger als nichts gewonnen war. Elise lief, wie ein unschuldiges, tugendhaftes Bürgermädchen, vor dem Fürsten, als trüge er die Pest an sich. Der Fürst wurde auf

die Zukunft vertröstet, und Elise und ihre Mutter fuhren zu Hause."

„Elisens erste Frage an ihren Bruder war: „„Was macht Olof? Ist er hier?""

„„Ja, er hat jetzt seine Prophetenstunden!"" antwortete er lächelnd — „wenn Du ihn finden willst, er giebt Orakelsprüche über die weibliche Erbsünde, am Sarge seiner Mutter. Ich wette, er ist eifersüchtig."

„„Am Sarge seiner Mutter!"" sagte Elise, sich seufzend abwendend. Sie machte dem Oheim einen Besuch; dann stahl sie sich heimlich durch den Park nach dem Erbbegräbnisse, und sie fand Olof, wie ihr Bruder gesagt hatte, an dem Sarge seiner Mutter.

„Sie wußte, was sie sagen wollte. Sie trat hinein, sie sagte: „„Olof!"" die ausgebreiteten Arme ihm entgegen breitend. „„Olof, kannst Du der Geliebten nicht eine Thorheit verzeihen?""

„„Hier ist der Ort nicht, wo ich hören kann, was Du mir zu sagen hast,""

sagte Olof mit einer vom Schmerz gedämpften Stimme. Er führte sie aus dem Gewölbe. Sie erzählte ihm nun, mit Thränen, mit Bitten, mit Liebkosungen, ein Mährchen, das alles verschönerte, was sie gethan. Dann hob Olof an: „„Der Fürst liebte Dich, Elise, ich liebte Dich. Einen von uns Beiden hast Du betrogen. Wer der Betrogene ist, das weiß allein der Himmel. Ich nicht! Vielleicht Du selbst nicht. Meine Mutter sagte mir sterbend: Du wirst alle Banden zerreißen, wenn sie Dir schimpflich scheinen. Ich reichte meiner sterbenden Mutter die Hand darauf. Ich habe heute hier an dem Sarge, der Asche meiner Mutter, ihrem unsterblichen Geiste den Schwur wiederholt. Die Qualen der Hölle sind in meiner Brust, Elise, aber nicht die Hölle. Ich habe Dich treu geliebt, so treu, daß ich — O laß uns schweigen! Du hast es gewollt; denn Du kanntest mich.““

„Sein Ton war so fest, daß sie erstarrte. Er führte sie zu Hause. Dann

setzte

setzte er sich zu Pferde, und ritt nach dem benachbarten Gute zur Jagd."

„Elise fühlte fest, sie hatte ihn verloren, den sie unendlich liebte. Ihre Mutter beruhigte sie mit dem Ansehen des Oheims. Aber sie fürchteten beide, daß der Oheim dem Neffen Recht geben würde, wenn er erführe, was Elise gethan hatte."

„„Dafür stehe ich," meinte Erik mit einem falschen Lächeln — „daß Olof nichts verrathen wird, wenn Du selbst schweigen kannst."

„Ach, das war ein neuer Stachel in Elisens Seele, daß ihr Bruder selbst von Olofs Großmuth versichert war."

„Olof erhielt von dem Oheim den Befehl, zurückzukommen, und er kam zurück. Elise zitterte, da sie ihn sah. Denn sein Gesicht war kalt, ernst und ruhig. Elise meinte, ihn mit einer stillen Wehmuth zu gewinnen. Vergebens! Er blieb sich gleich. Er war kalt gegen Elisen, so daß es endlich dem Oheim auffallen mußte."

„Er fragte; man antwortete ihm mit Thränen, mit halben Worten. Er erfuhr nichts weiter, als daß Olof seine Neigung gegen seine Muhme geändert hatte.“

„Der Graf ließ noch eine Zeit hingehen. Er meinte, Elisens Reiz würde mächtiger seyn, als sein Befehl für den starren Olof. Aber Erik ließ ein paar Worte fallen, aus denen der Oheim das allerschrecklichste fürchten mußte: daß Olof eine geheime Liebe vielleicht zu einem Mädchen unter seinem Stande hätte. Das erschütterte den Grafen, und er ließ Olof zu sich in sein Kabinet kommen.“

„„Olof,“ sagte er — „Du bist zwei und zwanzig Jahre alt. Ich fühle, daß mein Tod nahe ist. Mache Dich bereit, Deiner Muhme, der Gräfin Elise, Deine Hand zu geben.““

„Olof sah seinen Oheim starr an; dann sagte er langsam: „„Ich sehe den Jammer voraus, mein gnädiger Oheim, der von diesem Augenblick an über uns alle kommen muß. Aber — das kann

nicht seyn, theurer Oheim, Elise kann niemals meine Frau werden.""

„„Das muß seyn, Graf Olof! Das versprach ich Deinem Oheim Warner bei seinem Tode. Das muß seyn. Oder Du müßtest denn alle dem entsagen, was —""

„„Ich entsage denn, mein gnädiger Oheim, was es auch seyn mag!""

„„Du weißt nicht, junger Thor, was Du aufgiebst.""

„„Ich weiß es, Oheim! o ich weiß es. Ich gebe auf, was die einzige Bedingung meines Glücks ist, was einmal die theuerste Hoffnung meines Lebens war.""

„„Unsinniger Mensch denn, was Du auch damit meinen magst! Du giebst die Ansprüche auf, die ich Dir, Dir, auf den Reichthum, auf die Ehre meines Hauses gab.""

„„Ich gebe sie auf, um diesen Preis.""

„„Ich gelte so viel bei dem Fürsten, Olof, das bedenke, daß er das Lehn der

Güter in Eigenthum verwandelt, so bald ich will. Oder zweifelst Du daran? Stützt sich darauf Dein Trotz?""

„„O Niemand ist fester überzeugt, daß der Fürst mit Freuden Ihre Wünsche erfüllen wird, und den Bruder Elisens —""

„„Du bist also Deines Willens gewiß, Olof? Rede! aber rede zum letztenmal!""

„„Ich kann nicht anders, mein gnädiger Oheim!""

„„Du entsagst also, Bettler?" fragte der Alte im Zorn.

„„O jetzt," rief Olof mit blitzenden Augen — „o jetzt, der Himmel höre mein Wort! jetzt entsagte ich, und hätte Sie mir eine Krone zu bieten, Oheim! Bettler! Bettler! Gott Lob, das bin ich nicht! Ich hätte Ihr Haus mit Schmerz verlassen, Oheim, Sie, Ihr Alter — aber jetzt, der Bettler verläßt es mit Stolz. Ich habe entsagt, Oheim!""

„„So wollte ich, Du entsagtest auch dem Namen, den ich trage.""

„„Auch dem, Oheim. Sie sehen, daß ich kein Bettler bin.““

„Den Namen, den Du entehren willst, Elender!““

„„Oheim! Oheim! Einen Bettler haben Sie mich genennt; aber einen Elenden heißen Sie mich nicht wieder. Noch trage ich den Namen Drakensten. Sie sollen ihn nicht entehren.““

„Stolz standen der alte Graf und der junge gegen einander über. Graf Henning freute sich über das ritterliche Gefühl seines Neffen. „„O es ist mir lieb, Graf Olof, daß Du meinen Namen ehrst; aber wenn Du ihn ehrst, wie kannst Du eine Verbindung schließen wollen mit einem Mädchen, dessen Stand, dessen Geburt — Olof! o Olof!““

„Da brach Olofs Herz im tiefsten Schmerze; denn er dachte, Elise hätte so sich entschuldigt. „„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, Oheim, ich beschwöre Sie: Wer sagte Ihnen das? O ist es noch nicht genug; auch das noch? Wer sagte es?““

„„Erik ließ mich es merken. Aber Olof —““

„„Ich danke Ihnen, mein gnädiger Oheim! Ich danke Ihnen! Der also? Erik? Der elende [redacted]ger! Der ist der Bettler!““ Betrüger

„„Nun denn, Olof. Nun denn! So gieb Deiner Muhme die Hand; ehre mein Versprechen, ehre Deines Oheims Warners Wünsche. Gieb Elisen Deine Hand.““

„„Das ist unmöglich, Oheim. Unmöglich. Nie! nie!““

„„So fahre hin, Undankbarer!“ rief der Graf aufgebracht, und werde ein Bettler! Werde es; aber vor meine Stirn tritt nie wieder!““

„„Ich habe entsagt, Oheim, dem Schwersten, dem Schönsten, dem Heiligsten; das, dem ich hier noch entsage, dem Reichthume, dem Range, dem Namen — ach das ist nichts! gar nichts!““

„„Ich bitte Dich, Olof!““ rief der Greis.

„„Bei der Ehre meines und Ihres Namens! ich kann nicht.““

„„Fahr hin denn!““ rief der Alte, und drehete sich zürnend ab. Olof bückte sich, und er verließ seines Oheims Zimmer.“

„Er ging zu seiner Schwester. Er erklärte ihr ganz kurz, daß er das Haus verlassen müßte. Marie sah zu Boden, und dann sagte sie: „„Ich folge Dir bald.““ Die Geschwister theilten der Mutter Vermögen, das in Kostbarkeiten und Papier bestand. Sie redeten ab, wo sich ihre Briefe treffen sollten. Olof schwang sich auf sein Pferd; er ritt trauernd vom Hofe ab.“

„In der Allee begegnete ihm Erik. „„Wohin Olof?““

„„Fort von hier, Erik! Sieh, Du bist nun der Erbe, und ich verzeihe Dir um Elisens willens, des Oheims Haß, und vielleicht auch — o wüßt ich das! — vielleicht auch Elisens Fall. O Bösewicht! — Aber ich habe entsagt, der Erbschaft und allem. Nur Erik, Erik —

3130



denn Dich hasse ich — treffen wir uns im Leben wieder, so thue ja, als kennten wir uns nicht. Berühre mich nicht, nicht mit einem Blicke, nicht mit einem Worte! denn sonst — das merke Dir — denn diese Unterredung soll zwischen uns alles entscheiden — denn sonst habe ich nichts entsagt. Ich fordere alles zurück, Alles und die alte Rache für mein Unglück, und für Deine Bosheit.'"

„Das rief er, und mit diesen Worten sprengte er davon."

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA ... [stamp]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Der Kampf mit den Verhältnissen, oder der Unbekannte

Bd.: 2

Halle (1815)

P.o.germ. 783 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113327-7